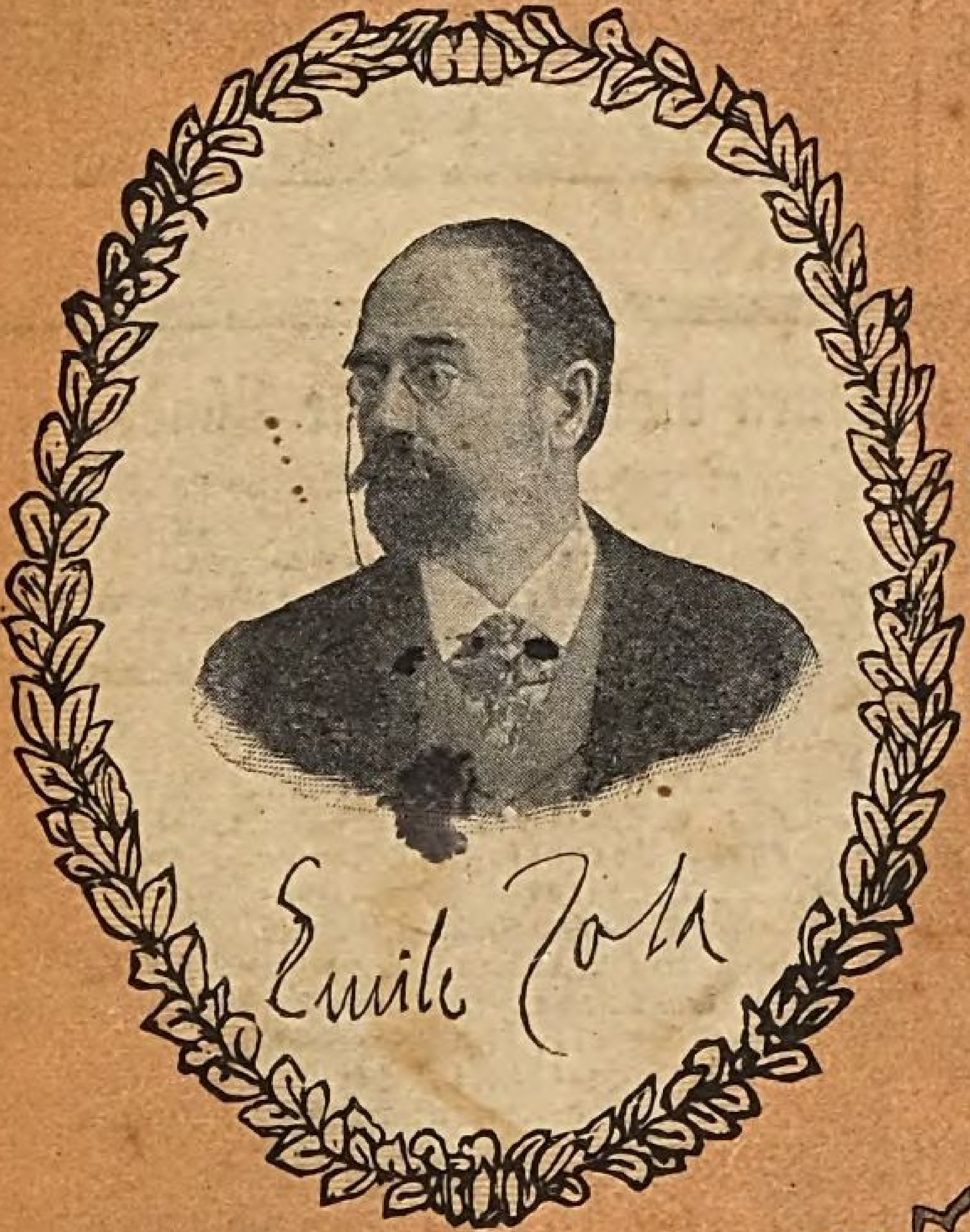
Preis 20 Pf
Jede Woche erscheint ein Band.
30 H. ö. W. — 30 Cent.

Kürschners Bücherschatz



No. 81.

Therese Raquin

Roman

von

Emile Zola.

Bibliothek fürs Haus.

Eine Sammlung illustrierter Romane und Novellen.

Berlin * Eisenach * Leipzig
Hermann Hillger Verlag.

Von Kürschners Bücherschatz erschienen bisher folgende Bände.

1. A. Achleitner, Das Jochkreuz.
2. B. Renz, Am Ibenstein.
3. A. v. Perfall, Die Tragödin.
4. R. Elcho, Weltflüchtig.
5. v. Kapff-Essenther, Die graue Mauer.
6. Moritz v. Reichenbach, Gnädige Frauen.
7. E. Ahlgren, Frau Marianne.
8. A. Niemann, Ein Günstling d. Volkes. [Elsbeth.
9. C. Fischer-Sallstein, An Bord der Königin
10. G. v. Amyntor, Ein Sonderling.
11. R. Ortmann, Vergiftetes Wasser.
12. A. Andrea, Ein moderner Dämon.
13. B. Blüthgen, Poirethouse.
14. Paul Oskar Höcker, Geldheiraten.
15. M. Lay, Auf dem Ulmerhof.
16. Alex. Römer, Im Netz. [geheimnis.
17. A. Groner, Der Leutverderber. — Das Beicht-
18. Doris v. Spättgen, Nautilus.
19. Ernst Pasqué, Gold-Aninia.
20. E. Klopfer, Irrtümer.
21. A. Alexander, Zu Tode gehetzt.
22. Otto M. Moeller, Gold und Ehre.
23. P. D. Boborykin, An der Seite des Mörders.
24. W. Berger, Undine. [Jahrh.
25. Stefanie Keyser, Neuer Kurs vor einem
26. Maxim. Schmidt, Die Blinde von Kun-
27. Johanne Schjörring, Melitta. [terweg.
28. Carit Etlar, Eine Ballnacht.
29. F. Klinck-Lütetsburg, Die Sonnentochter.
30. F. de Boisgobey, Der Fall Matapan.
31. Frhr. v. Schlicht (Berlin), Point d'honneur.
32. L. v. Sacher-Masoch, Stumme. Turandot.
33. E. B. v. Dedenroth, Aus sturmbewegter Zeit.
34. B. Groller, Schuldig?
35. Jules Lermina, A. B. — Falscher Zeuge.
36. B. Blüthgen, Ein Friedensstörer.
37. Bret Harte, Die Höhle am Hügel.
38. Maxim. Schmidt, Die Wildbraut.
39. M. Ring, Irrwege. Staatsgeheimnis.
40. Robert Misch, Aus dem Geleise.
41. M. F. Crawford, Die Kinder des Königs.
42. A. v. Winterfeld, Ein Versprechen.
43. Jos. Baierlein, Käthe und Kathinka.
44. A. G. v. Suttner, Sein Verhängnis.
45. Ant. Andrea, Das Mädchenheim.
46. Mark Twain, Der gestohlene weiße Elefant.
47. Konrad Telmann, Der Wahn ist kurz.
48. Rud. v. Gottschall, Schulröschen.
49. F. Klinck-Lütetsburg, Dennhardtsbrüder.
50. Hans Land, Schlagende Wetter.
51. Maxim. Schmidt, Der Herrgottsmantel.
52. Maurus Jókai, Weibertücke.
53. Pierre Loti, Die Islandfischer.
54. E. Schweichel, Dunkle Mächte. In Fesseln.
55. Frhr. v. Schlicht, Türke und Stachelschwein.
56. Frhr. v. Perfall, Jack. Der weiße Gamsbock.
57. O. M. Moeller, Übermenschen.
58. G. Hermstein, Ruth Leuschner.
59. Alphonse Daudet, Der kleine Dingsda.
60. G. v. Amyntor, Pension Streitleben.
61. Clara Eysell, Gute Kameraden.
62. Rud. v. Gottschall, Der steinerne Gast.
63. Math. v. Eschstruth, Unter den Tannen.
64. Maxim. Schmidt, Der Zuggeist.
65. Emil Peschkau, Die Ärmsten.
66. v. Kapff-Essenther, Wert des Lebens.
67. Hans Wachenhusen, Nilbarke.
68. A. C. Strahl, Neue Zeiten.
69. H. v. Schreibershofen, David Beronski.
70. A. v. Perfall, Das Glück von Tennexton.
71. Wilhelm Berger, Schuld.
72. Thomas Cobb, Gesühnte Schuld.
73. R. H. Savage, Die Prinzeß von Alaska.
74. Auguste Groner, Wer ist es?
75. A. R. Rangabé, Serlendis.
76. Eugen Löwen, Helene. [bursche.
77. Balduin Möllhausen, Der alte Korps-
78. Mrs. Hungerford, Die wilde Hummel.
79. Herm. Heiberg, Höchste Liebe schweigt.
80. Franz Herczeg, Die Ehe d. Herrn v. Szabolcs.
81. Emile Zola, Therese Raquin.
82. Wilh. Fischer, Der Thunichtgut ꝛc.
83. H. v. Beniczky, Ein Ehrenwort.
84. Ch. Hardt, Frau Talina.
85. A. Bosse, Alles schief.
86. Max Lay, Don Pedros Brautfahrt.
87. Gräfin Eva v. Baudissin, Auf der Grenze.
88. Giovanni Verga, Eros.
89. C. v. Schwartzkoppen, Verirrt vom Wege.
90. E. Pasqué, Der steinerne Mann.

(Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags.)

Kürschners Bücherschatz

Therese Raquin.

Roman

von

Emile Zola.

Deutsch von Wilhelm Thal.



Mit Illustrationen von Martin Ränike.

Berlin * Eisenach * Leipzig.
Hermann Hillger Verlag.

81

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorbemerkung.

Wenn ich hier noch einige wenige Worte vorausschicke, so geschieht das nicht, um eine Captatio benevolentiae an das Publikum zu richten, sondern nur um zum allgemeinen Verständnis von „Therese Raquin" wenigstens etwas beizutragen. Denn der Roman gehört noch immer zu den am meisten geschmähten Werken des berühmten Wahrheitsapostels, und jenseits wie diesseits der Vogesen hat man sich nicht gescheut, diese Jugendarbeit — sie ist 1868 geschrieben — auf das bitterste zu „verreißen". Und doch sehr mit Unrecht. Denn selten zeigt sich der schroffe, bis an die Grenze des Rücksichtslosen streifende Verismus des Verfassers, seine scharfe, psychologisch feine Beobachtungsgabe so markant, als gerade in diesem Werke.

Nicht einen Kriminalroman hat Zola schreiben wollen, nein, j'ai voulu étudier des tempéraments et non des caractères, sagt der Autor in der Vorrede der zweiten Auflage. Diese Worte sind für das wahre Verständnis des Buches von hohem Werte, und wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird dem Roman eine erziehliche Wirkung nicht abzusprechen vermögen, denn gerade auf leicht entflammbare Gemüter dürfte die Lektüre von Therese Raquin eine abschreckende Wirkung üben. Sehr richtig bemerkt einer der feinsten Kenner Zolas, der Holländer Jan ten Brink, der sich mit liebevollstem Verständnis in die Werke des großen Romanciers versenkt hat, anläßlich der Therese Raquin*): „Obwohl Zola weit entfernt ist, durch die Schilderung einen Vortrag über die Kraft des nie schweigenden Gewissens zu halten, führt seine Erzählung doch zu diesem rein sittlichen Schluß, und deshalb steht der Endeindruck mit dem Sittengesetz in vollkommener Harmonie."

In der frohen Erwartung, daß dieses „Epos des Gewissensbisses", wie ein bewährter englischer Kritiker das vorliegende Werk genannt, auch den Beifall der Bücherschatz-Leser finden wird, übergebe ich die nachfolgende Uebertragung der Oeffentlichkeit.

Wilhelm Thal.

*) Emile Zola und seine Werke von Dr. phil. Jan ten Brink.

Emile Zola.

Es giebt Namen, die zur Berühmtheit bestimmt zu sein scheinen und im Gedächtnis auf immer haften bleiben. Kann man Balzac, Musset und Hugo vergessen, wenn man diese klangvollen Namen einmal hat nennen hören? Doch von allen litterarischen Namen springt wohl keiner deutlicher in die Augen und heftet sich stärker an die Erinnerung als der Name Zola. Er klingt wie zwei Trompetenstöße; scharf und dröhnend dringt er ins Ohr und erfüllt es mit fröhlicher Klangfülle. Zola! welch Kriegsruf! welch Appell an das Publikum! und welches Glück für einen talentvollen Schriftsteller, einen solchen Namen mit auf die Welt zu bringen.

Und ist je ein Name für einen Menschen geeigneter gewesen? Er scheint eine Herausforderung zum Kampfe, einen drohenden Angriff, eine Siegeshymne zu bedeuten. Nun denn! wer hat wohl von allen heutigen Schriftstellern wütender für seine Ideen gekämpft? Wer hat das, was er für falsch und ungerecht hielt, wohl rauher angegriffen? Wer hat einen rauschenderen Triumph davongetragen, erst über die Gleichgiltigkeit, dann über den zögernden Widerstand des großen Publikums?

Doch der Kampf dauerte lange, ehe er zum Ruhme gelangte, und wie so viele seiner Vorgänger hatte auch der junge Schriftsteller harte Tage durchzumachen.

Geboren in Paris am 2. April 1840, verlebte Emile Zola seine Kindheit in Aix und kam erst im Februar 1858 nach Paris zurück. Hier vollendete er seine Studien, fiel im Abiturientenexamen durch und begann dann den schrecklichen Kampf ums Dasein. Er war lange und heftig, dieser Kampf, und zwei Jahre lang lebte der künftige Autor der „Rougon-Macquarts“ von der Hand in den Mund, aß bei Gelegenheit, und irrte umher auf der Suche nach dem schnell zerfließenden Hundertsousstück; besuchte häufiger das Leihhaus als die Restaurants und machte trotzdem und alledem Verse; übrigens recht farblose Verse, ohne Eigenart der Form oder des Inhalts, von denen eine Anzahl von seinem Freunde Paul Alexis veröffentlicht worden sind.

Er erzählt selbst, daß er einen Winter hindurch von Brot lebte, das er in Oel tauchte; dieses Oel hatten ihm Verwandte aus

Aix geschickt, und er erklärte damals philosophisch: „Solange man Oel hat, stirbt man nicht vor Hunger.“

Zu anderen Malen fing er mit Leimruten die Sperlinge von den Dächern weg und briet sie, indem er sie mit einer eisernen Vorhangstange aufspießte und über das Feuer hielt. Wieder einmal, wenn er seine letzten Kleidungsstücke ins Versatzamt getragen, blieb er eine ganze Woche in seiner Stube und wickelte sich in seine Bettdecke ein; das nannte er mit stoischem Gleichmut: „den Araber spielen.“

Man findet in einem seiner ersten Bücher, der „Beichte eines Kindes“, viele Einzelheiten, die ganz persönlich zu sein scheinen und von seinem damaligen Leben ein genaues Bild entwerfen.

Endlich trat er als Kommis in die Firma Hachette ein. Von diesem Tage an war seine Existenz gesichert, und er hörte auf, Verse zu schreiben, um sich von da ab ganz der Prosa zu widmen.

Endlich veröffentlichte er einen Band Novellen: „Erzählungen an Ninon“, Skizzen von fein durcharbeitetem Stil, in schöner, litterarischer Haltung, von wirklichem Reize, in dem aber die künftigen Eigenschaften nur unklar zum Durchbruch gelangten, die in seiner Rougon-Macquart-Serie zur Entfaltung kamen.

Ein Jahr später gab er die „Beichte eines Kindes“ heraus, das eine Art Autobiographie zu sein scheint; ein wenig durchgearbeitetes Werk, ohne Schwung und ohne besonderes Interesse; dann kam „Therese Raquin“, ein schönes Buch, aus dem später ein schönes Drama entstand; dann „Madeleine Férat“, ein Roman zweiten Ranges, in dem sich doch schon eine scharfe Beobachtung Bahn bricht.

Inzwischen hatte Emile Zola das Haus Hachette seit einiger Zeit schon verlassen und war in den „Figaro“ eingetreten. Seine Artikel hatten Aufsehen erregt, sein „Salon“ die Maler in Aufruhr versetzt, und er war Mitarbeiter mehrerer Zeitungen, wodurch sein Name beim Publikum bekannt wurde.

Endlich unternahm er das Werk, das so viel Aufsehen machen sollte: „Die Rougon-Macquarts“, die den Untertitel führen: „Soziale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich.“

Den Reigen eröffnete das „Glück des Hauses Rougon“, ein breit angelegtes Buch, das den Keim der übrigen Bücher in sich birgt. Dann folgt der „Bauch von Paris“, ein wunderbares Stillleben. Dies Buch ist die Apotheose der „Hallen“, der Gemüse, der Käse, der Fische, des Fleisches.

Es folgte die „Eroberung von Plassans“, eine strenge, wahre und vollkommene Studie einer Kleinstadt, in der sich ein ehrgeiziger Priester nach und nach zum Richter aufwirft.

Dann erschien die „Schuld des Abbé Mouret“, eine Art Gedicht in drei Teilen, von denen der erste und der dritte nach Ansicht vieler Leute das Schönste ist, was Zola je geschrieben hat.

Dann kam „Seine Exzellenz Eugène Rougon“ an die Reihe, in dem man eine brillante Schilderung der Taufe des kaiserlichen Prinzen findet. Endlich veröffentlichte das „Bien public“ einen neuen Roman Zolas: „Der Totschläger“. Ein wahrer Skandal brach los. Man denke nur! Der Autor gebraucht beständig die gröbsten Ausdrücke der Sprache, scheut vor keiner Kühnheit zurück, und da seine Personen dem Volke angehören, so schreibt er in der Volkssprache, dem Argot.

Sogleich kamen Proteste, Abonnementskündigungen; der Chefredakteur der Zeitung wird unruhig; das Feuilleton wird unterbrochen und dann von einer kleinen Wochenrevue, der „République des Lettres“, aufgenommen, die damals der entzückende Poet Catulle Mendès leitete.

Als der Roman in Bandform erschien, griff eine ungeheure Neugier Platz, die Auflagen verschwanden im Nu, und Albert Wolff, der berühmte Chroniqueur des „Figaro“, zog tapfer für den Schriftsteller und sein Werk in den Krieg.

Es war ein ungeheurer, lärmender Erfolg. Der „Totschläger“ erreichte in ganz kurzer Zeit die höchste Verkaufsziffer, die ein Buch jemals in der ganzen Periode der Litteratur erreicht hat.

Doch wir wollen die Liste der Werke hiermit schließen und uns mit einer kleinen Analyse Zolas beschäftigen.

Zola ist in der Litteratur ein Revolutionär, d. h. ein erbitterter Feind dessen, was bestanden hat. Wer einen lebhaften Geist, ein glühendes Verlangen nach Neuem besitzt, wem endlich die thätigen Eigenschaften des Geistes zu Gebote stehen, ist notgedrungen ein Revolutionär, und zwar aus Widerwillen vor den Dingen, die er zu genau kennt.

Im Romantismus erzogen, mit den Meisterwerken dieser Schule genau vertraut, machen wir zuerst die Periode der Begeisterung durch, die die Anfangsepoche bildet. Doch so schön sie auch ist, eine Form wird unweigerlich monoton, besonders für die Leute, die sich nur mit Litteratur beschäftigen, die vom Morgen bis zum Abend damit zu thun haben, die davon leben. Dann macht sich ein seltsames Bedürfnis nach Veränderung in uns rege; selbst die größten Wunder, die wir leidenschaftlich anstaunen, werden uns unleidlich, weil wir die Methoden der Produktion zu genau kennen, weil wir zum Bau gehören, wie man sagt. Schließlich suchen wir etwas anderes oder wir kommen vielmehr zu etwas anderem zurück; doch dieses „Andere“ nehmen wir vor, wir modeln es um, wir vervollständigen es; wir machen es zu dem unserigen; und wir bilden uns, — manchmal in gutem Glauben — ein, es erfunden zu haben.

So geht die Litteratur von Revolution zu Revolution, von Etappe zu Etappe, von Reminiszenz zu Reminiszenz; denn es kann jetzt nichts Neues mehr geben. Auch Viktor Hugo und Emile Zola haben nichts entdeckt. Zola ist also ein Revolutionär; doch

ein Revolutionär, der in der Bewunderung vor dem, was er zerstören will, erzogen worden, sozusagen ein Priester, der den Altar verläßt, wie Renan, der im Grunde genommen die Religion unterstützte, für deren unversöhnlichen Feind ihn viele Leute gehalten haben.

Während er heftig die Romantiker angreift, gebraucht er doch, obwohl er sich Naturalist getauft, die nämlichen Methoden der Vergrößerung, aber er wendet sie in anderer Weise an.

Seine Theorie ist folgende: Wir haben kein anderes Modell als das Leben, denn wir schaffen nichts, was über unsere Sinne hinausgeht; infolgedessen heißt es das Leben falsch gestalten, wenn man ein schlechtes Werk, das heißt, ein auf Irrtümern beruhendes Werk schafft.

Für Zola gilt der Wahlspruch, daß nur die Wahrheit allein Kunstwerke hervorbringen kann. Man darf also nichts ersinnen; man muß beobachten und das, was man gesehen hat, gewissenhaft beschreiben.

Sagen wir, daß das dem Schriftsteller eigene Temperament den Dingen, die er beschreiben wird, ihre besondere Färbung, ihre eigene Haltung, je nach der Natur seines Geistes, verleihen wird. Zola hat seinen Naturalismus als die durch ein Temperament geschaute Natur erklärt, und diese Erklärung ist die deutlichste, vollkommenste, die man von der Litteratur im allgemeinen geben kann. Dieses „Temperament" ist die Fabrikmarke; und das größere oder geringere Talent des Künstlers wird den Erscheinungen, die er uns überliefert, eine mehr oder weniger starke Originalität verleihen.

Denn die absolute Wahrheit, die „trockene" Wahrheit existiert nicht; niemand kann den Anspruch erheben, ein vollkommener Spiegel zu sein. Wir besitzen alle eine Geistesneigung, die uns nötigt, bald auf die, bald auf jene Art zu sehen; und was dem einen als Wahrheit dünkt, wird dem andern als Irrtum erscheinen. Behaupten, das Wahre, das absolut Wahre zu schaffen, ist ein unerfüllbares Vorhaben und man kann sich höchstens verpflichten, genau das, was man gesehen hat, wiederzugeben, wie man es gesehen hat, und die Eindrücke zu schildern, wie man sie gefühlt hat, je nach der eigenen Feinfühligkeit, die die Natur uns verliehen.

Alle diese litterarischen Streitereien sind also hauptsächlich Streitigkeiten des Temperaments, und man verwandelt sehr häufig die verschiedenartigen Neigungen des Geistes in Schul- und Doktrinfragen.

So lebt Zola, der eifrig zu Gunsten der beobachteten Wahrheit kämpft, sehr eingezogen, geht niemals aus und kennt wenig von der Welt. Was thut er also? Mit zwei bis drei Notizen, einigen Auskünften, die er von hier und da bekommt, bildet er Personen, Charaktere und baut seine Romane auf. Er erfindet

also auch, indem er allerdings so weit wie möglich die Linie verfolgt, die ihm als logisch erscheint und die Wahrheit, so viel es nur geht, streift. Was in erster Reihe den grimmigen Haß aller seiner Feinde gegen Zola entfesselt hat, das ist die brutale Kühnheit seines Stiles. Er hat die Konventionen des litterarischen comme il faut zerrissen, vernichtet und ist hindurchgesprungen, wie ein gewandter Clown durch einen Papierstreifen springt. Er hat die Kühnheit des echten, gemeinen Wortes besessen und ist darin zu den Traditionen der kräftigen Litteratur des fünfzehnten Jahrhunderts zurückgekehrt, voll hochmütiger Verachtung für die feinpolierten Phrasen hat er sich den berühmten Vers Boileaus zu eigen gemacht: „Ich nenn' eine Katz' eine Katz'." Ein geborener Schriftsteller, wunderbar von der Natur begabt, hat er nicht wie so viele andere daran gearbeitet, sein Instrument bis zum Uebermaß zu vervollkommnen. Er bedient sich seiner mit siegreichem Können, leitet und regelt es nach seinem Belieben, doch nie hat er ihm so wunderbare Passagen zu entlocken gewußt, wie man sie bei einzelnen Meistern findet. Er ist kein Virtuose der Sprache, und er scheint sogar manchmal gar nicht zu wissen, welche köstlichen Empfindungen gewisse Wortverbindungen, gewisse Harmonien der Konstruktion, gewisse unbegreifliche Akkorde von Silben im tiefen Seelengrund bei allen denen hervorrufen, die für das Wort leben und von nichts außer ihm wissen wollen.

Uebrigens sind diese Kenner sehr, sehr selten und werden fast nie verstanden, wenn sie von ihrer Zärtlichkeit für die Form an sich sprechen. Man behandelt sie als Narren, lächelt, zuckt die Achseln und erklärt: Die Sprache muß klar und einfach sein, und nichts weiter.

Es wäre unnütz, mit Leuten, die kein Gehör besitzen, von Musik zu sprechen.

Emile Zola wendet sich an das Publikum, an das große Publikum, an das ganze Publikum, und nicht an die einzelnen raffinierten Kenner. Er bedarf dieser Feinheiten nicht; er spricht und schreibt klar, in schönem, deutlichem Stile. Das genügt.

Welchen Hohn hat man nicht gegen diesen Mann geschleudert, groben Spott hat man ihm angethan. Uebrigens haben diese Albernheiten auf Zola wenig Einfluß gehabt.

Woher kommt nun dieser Haß? Er hat viele Gründe. Erstens der Zorn der in ihrer ruhigen Bewunderung aufgescheuchten Leute; dann die Eifersucht gewisser Kollegen und die Gehässigkeit anderer, die er in seinen Polemiken verletzte, und endlich die Wut der entlarvten Heuchelei.

Denn er hat frei herausgesagt, was er von den Leuten, ihren Grimassen und ihren Lastern dachte, die sie hinter scheinbaren Tugenden versteckten; doch die Theorie der Heuchelei ist bei uns so eingewurzelt, daß man alles, nur gerade das nicht, gestattet. Sei, was du willst, thue alles, was dir gefällt, nur richte es so

ein, daß wir dich für einen anständigen Menschen halten können. Im Grunde genommen kennen wir dich ganz genau, doch es genügt uns, daß du scheinbar das bist, was du eigentlich durchaus nicht bist; dann werden wir dich freundlich grüßen und dir die Hand reichen.

Nun, Emile Zola hat das Recht und die Freiheit, alles zu sagen, ganz energisch für sich in Anspruch genommen. Er hat sich nicht von der allgemeinen Konvenienzkomödie fangen lassen und sich nicht daran beteiligt, sondern vielmehr erklärt: „Warum sollte ich lügen? Ihr täuscht niemanden. Unter den Masken, die man trifft, sind die Gesichter doch bekannt. Man lächelt, wenn man sie sieht, und denkt bei sich: Ich weiß alles! Man zischelt sich die Skandale in die Ohren; doch wenn jemand so kühn ist, das laut auszusprechen und mit lauter, gleichgiltiger Stimme ruhig zu erzählen, dann erhebt sich ein Spektakel, man macht in Entrüstung und brüstet sich mit der Schamhaftigkeit einer Messalina! — Nun denn, ich trotze euch, ich werde dieser tollkühne Ritter sein." — Und er war es.

Vielleicht hat in der Litteratur niemand mehr Haß erregt, als Emile Zola. Er besitzt den Ruhm, wilde, unversöhnliche Feinde zu haben, die bei jeder Gelegenheit wie die Wahnsinnigen über ihn herfallen und alle Waffen gebrauchen, während er sie mit der Ruhe eines Ebers empfängt. Die Streiche, die er zur Abwehr führt, sind berühmt geworden.

Wenn ihn die Stiche auch machmal etwas geschmerzt haben, die er bekommen hat, so hat er sich darüber doch trösten können. Kein Schriftsteller ist bekannter, keiner in den vier Enden der Welt verbreiteter geworden. In den kleinsten ausländischen Städten findet man seine Bücher bei allen Buchhändlern, in allen Leihbibliotheken. Seine wütendsten Gegner können ihm sein Talent nicht mehr streitig machen; und das Geld, an dem er so großen Mangel gelitten hat, fließt in Strömen in seine Tasche.

Emile Zola hat also das seltene Glück, schon zu seinen Lebzeiten das zu besitzen, was nur so wenige erringen können: Berühmtheit und Glück. Man könnte die Künstler zählen, denen ein solches Glück zugefallen ist, während diejenigen, die nach dem Tode berühmt geworden sind und deren Werke erst ihren Urenkeln mit Gold aufgewogen wurden, unzählig sind.

Guy de Maupassant (1883).

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn wir die feinsinnige und geistreiche Skizze des Dichters des Bel-Ami noch fortsetzen, so geschieht das nur, um das bibliographische Material bis auf die heutige Zeit zu ergänzen.

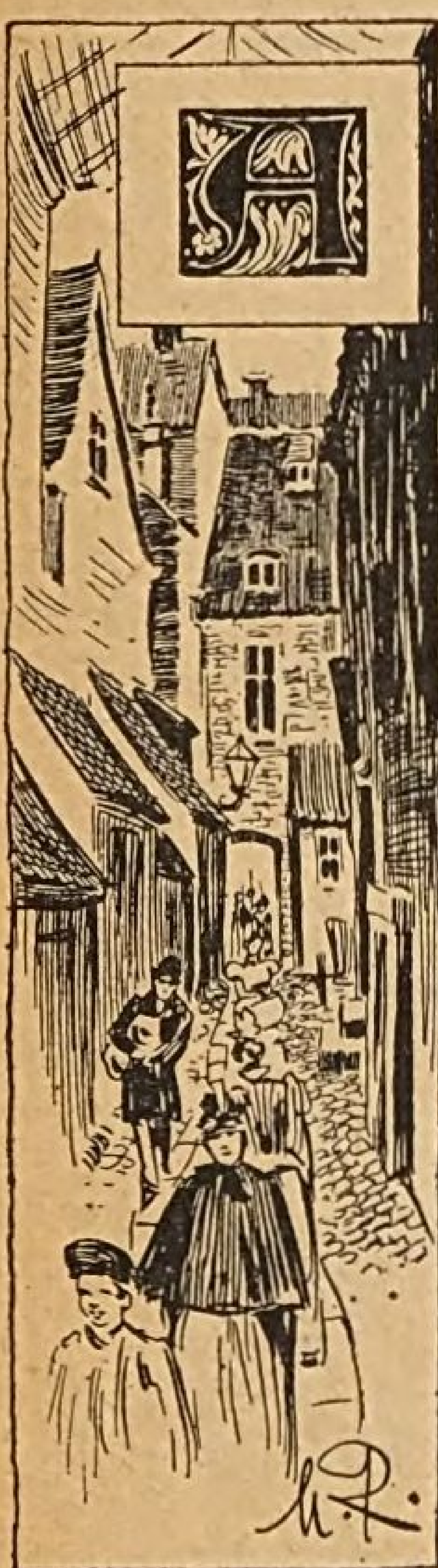
Nach dem von Maupassant gewürdigten Romanen erschien „Ein Blättchen Liebe", eine meisterhafte Schilderung von Paris, dem

„Nana", eine Monographie des Lasters, ein Werk von krassestem Verismus, folgte. Den zehnten Band der Serie bildet: „Der häusliche Herd", eine blutige Satire auf die Bourgeoisie, während uns „Zum Paradies der Damen" in die großen Modewarenmagazine führt, deren Getriebe der Dichter auf das genauste studiert hat. Im zwölften Bande: „Die Lebensfreude" sehen wir wieder den Satiriker an der Arbeit, während „Germinal", die gewaltige Geschichte eines Arbeiterstreiks, den Höhepunkt von Zolas Schaffen bildet. Dieses Werk gehört zu dem Gewaltigsten, was je geschaffen worden und sichert dem Dichter einen Ehrenplatz in der Weltlitteratur. Der vierzehnte Band: „Das Kunstwerk" bietet ein Bild des eigenen Entwickelungsprozesses, indes: „Mutter Erde" uns den französischen Bauern in seiner ganzen Roheit, Habgier und Gemeinheit vorführt. Einen Ruhepunkt im Schaffen Zolas ist „Der Traum", ein liebliches Idyll, dem sich der Dichter aber bald entriß, um in „Der Bestie im Menschen" ein schaurigpackendes Gemälde der Vererbungstheorie zu entrollen. Diesem Roman ließ Zola das „Geld" folgen, eine scharfe Schilderung des Börsentums, während er in „Der Zusammenbruch" eine unparteiische Darstellung des Krieges von 1870 u. 71 giebt, die ihm von Seiten der französischen Chauvinisten viele Anfeindungen eingetragen hat. Im letzten Bande, der die Rougon-Macquart-Serie schließt, im „Doktor Pascal" zieht Zola die Schlußfolgerungen seiner Theorien, indem er seine Auffassung der Vererbung wissenschaftlich entwickelt.

Nach Beendigung dieses Cyklus schrieb Zola „die drei Städte", Lourdes — Rom — Paris, von denen der letzte Band (Paris) eben die Presse verläßt. Erwähnen wir nun noch, daß Zola außer den genannten Werken noch eine große Reihe von Novellen, Dramen, Lustspielen (Renée — Therese Raquin — die Rosenknospe) verfaßt hat, so dürften wir eine ziemlich genaue Uebersicht über das Wirken des großen Romanciers, der sich in den letzten Zeiten auch als unerschrockener Vorkämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit bewährt hat, gegeben haben.

Therese Raquin.

I.



Am Ende der Rue Guénégand bemerkt man, wenn man von den Quais kommt, den Durchgang des Pont=Neuf, eine Art engen und finsteren Korridors, der sich an der Rue Mazarin bis zur Rue de Seine hinzieht. Dieser Durchgang ist höchstens dreißig Schritte lang und zwei Schritte breit; er ist mit gelben abgetretenen Steinfliesen belegt, die eine scharfe Feuchtigkeit ausströmen, während das rechtwinklige Glasdach, mit dem er überdeckt ist, von Schmutz starrt.

An den schönen Sommertagen, wenn die Sonne mit dumpfer Hitze die Straßen verbrennt, fällt ein weißliches Licht aus den schmutzigen Scheiben nud schleppt sich mühselig in den Durchgang. An den häßlichen Wintertagen, an nebligen Vormittagen werfen die Scheiben dunkel schmutziges, gräuliches Dunkel auf die glatten Fliesen.

Auf der linken Seite bemerkt man finstere, niedrige, gleichsam eingedrückte Läden, denen kalte Kellerluft entströmt. Da sind Antiquare, Spielzeughändler, Buchbinder, deren vom Staube graue Auslagen im Schatten schlummern; durch die aus kleinen Scheiben bestehenden Schaufenster fallen seltsam grünliche Reflexe auf die Waren; dahinter erscheinen die Läden wie düstere Löcher, in denen sich seltsame Gestalten bewegen.

Auf der rechten Seite zieht sich über die ganze Länge des Durchgangs eine Mauer hin, an der die Ladenbesitzer von gegenüber schmale Schränke aufgehängt haben; nicht zu bezeichnende Gegenstände, seit zwanzig Jahren schimmelnde Waren sind hier auf dünnen mit gräßlicher, brauner Farbe angestrichenen Brettern ausgelegt. — Ueber dem Glasdach erhebt sich die Mauer schwarz und grobgetüncht, gleichsam vom Aussatz bedeckt und von Narben zerfressen.

Der Durchgang des Pont-Neuf ist kein Ort zum Lustwandeln. Man betritt ihn, um einen Umweg zu vermeiden und einige Minuten zu sparen. Er wird von einer Schar geschäftiger Leute durchschritten, deren einzige Sorge darin besteht, schnell und immer geradeaus zu laufen. Man sieht hier Lehrlinge in der Arbeitsschürze, Näherinnen, die ihre Arbeit abtragen, Männer und Frauen mit Packeten unter den Armen; man sieht ferner alte Leute, die sich in der düsteren, durch die Scheiben fallenden Dämmerung hinschleppen, auch Scharen kleiner Kinder kommen hierher gelaufen, die lärmend mit ihren Holzschuhen auf den Fliesen herumklappern. Den ganzen Tag über hört man ein scharfes, hastiges Geräusch von Schritten, die mit aufregender Unregelmäßigkeit auf den Steinen erklingen; niemand spricht; niemand bleibt stehen; jeder eilt mit gesenktem Haupte schnellen Schrittes seiner Beschäftigung nach, ohne einen einzigen Blick auf die Läden zu werfen. Die Händler betrachten mit unruhiger Miene die Passanten, die wunderbarerweise vor den Schaufenstern stehen bleiben.

Abends beleuchten drei in schwerfällige, viereckige Laternen eingeschlossene Gasflammen den Durchgang. Diese am Glasdach hängenden Laternen, auf das sie Flecke von gelblicher Helle werfen, lassen blasse Lichtstreifen um sich herfallen, die auf- und niederflackern und auf Augenblicke zu verschwinden scheinen. Der Durchgang nimmt nun das Ansehen einer wahren, unheimlichen Mörderhöhle an; große Schatten ziehen über die Fliesen; feuchte Düfte kommen von der Straße; man könnte glauben, sich in einer unterirdischen Galerie zu befinden, die von drei Gaslampen nur matt erhellt wird. Die Händler begnügen sich im Punkte der Beleuchtung mit den dünnen Strahlen, die die Gasflammen ihren Schaufenstern zusenden; sie zünden nur in ihren Läden eine mit einem Schirm versehene Lampe an, die sie auf eine Ecke ihres Ladentisches stellen, und die Passanten können dann unterscheiden, was im Innern dieser Löcher sich abspielt, in denen am Tage über die Nacht wohnt. Von der schwärzlichen Linie der Auslagen heben sich die Fenster eines Buchbinders ab; zwei Lampen zerreißen das Dunkel mit zwei gelben Flammen. Die Händlerin schlummert im Hintergrund ihres kastenartigen Ladens, die Hände unter ihrem Shawl versteckt.

Vor einigen Jahren befand sich dieser Händlerin gegenüber ein Laden, dessen flaschengrünes Holzwerk aus allen Fugen Feuchtigkeit ausschwitzte. Das Schild, das aus einem schmalen und langen Brett bestand, trug in schwarzen Schriftzeichen das Wort: „Weißwarengeschäft“ und auf einer der Thürscheiben stand in roten Buchstaben ein Frauenname: Therese Raquin. Rechts und links bemerkte man tiefe, mit blauem Papier verklebte Scheiben.

Am Tage konnte der Blick nur das Schaufenster im milden Halbdunkel unterscheiden. Auf der einen Seite lag ein bißchen Wäsche; hohe Tüllhauben zu zwei und drei Francs das Stück;

Musselinkragen und Manschetten; ferner Leibchen, Strümpfe, Socken, Beinkleider. Jeder Gegenstand war vergilbt und zerknittert und hing an einem Haken aus Eisendraht. So war das Schaufenster von oben bis unten mit weißlichem Plunder angefüllt, der in der durchsichtigen Dunkelheit ein unheimliches Ansehen annahm.

Auf der anderen Seite waren in einem engeren Schaufenster große Knäule grauer Wolle, schwarze auf weiße Karten aufgenähte Knöpfe, Kistchen aller Farben, und aller Größen aufgestapelt, Stahlperlen auf bläulichem runden Papier, Päckchen mit Stricknadeln, Strickmuster, Bandrollen, kurz und gut, es herrschte hier ein wirres Durcheinander ausgefahlter und verblaßter Gegenstände, die hier sicherlich seit fünf bis sechs Jahren schliefen. Alle Farben hatten in diesem Behältnis, das der Staub und die Feuchtigkeit angefault hatten, ein schmutzig graues Ansehen bekommen.

Gegen Mittag, im Sommer, wenn die Sonne ihre gelben Strahlen auf die Plätze und Straßen herabsandte, unterschied man hinter den Hauben des anderen Schaufensters das blasse und ernste Profil einer jungen Frau. Dieses Profil trat nur wenig aus dem Dunkel hervor, das in dem Laden herrschte. An die niedrige und trockene Stirn schloß sich eine lange spitze Nase; die Lippen waren zwei dünne Striche von blassem Rosa, und das kurze und nervige Kinn stand mit dem Halse durch eine weiche, fette Linie in Verbindung. Den Körper, der sich im Dunkel verlor, sah man nicht; nur das Profil erschien in matter Blässe mit den weitgeöffneten schwarzen Augen und unter einer dunkeln, dichten Haarfülle gleichsam erdrückt. Es war da stundenlang, friedlich und unbeweglich zwischen zwei Hauben zu sehen, auf denen die feuchten Streifen Rostflecke gebildet hatten.

Abends, wenn die Lampe angezündet war, sah man das Innere des Ladens. Er war mehr lang als tief. An einem Ende stand ein kleiner Ladentisch; am anderen Ende befand sich eine Wendeltreppe, die zu den Zimmern im ersten Stock führte. An den Wänden hingen Schaukästen, Auslagen und Reihen grüner Kartons; vier Stühle und ein Tisch vervollständigten das Mobiliar. Das Zimmer erschien kahl und eisig; die eingepackten, in den Winkel gedrängten Waren lagen nicht mit fröhlichem Farbenreichtum hier und da herum.

Gewöhnlich saßen zwei Frauen hinter dem Ladentisch; die junge Frau mit den ernsten Profil und eine alte Dame, die lächelnd schlummerte. Die letztere war ungefähr sechzig Jahre alt; ihr dickes friedliches Gesicht erschien weiß im Lichte der Lampe. Eine große Tigerkatze, die auf einer Ecke des Ladentisches zusammengekauert lag, sah ihr zu, wie sie schlief.

Etwas mehr zurück saß auf einem Stuhle ein Mann von etwa dreißig Jahren, welcher las oder sich mit der jungen Frau halblaut unterhielt. Er war klein, schwächlich, träge; mit seinen

strohgelben Haaren, dem spärlichen Barte und dem mit Sommersprossen besäeten Gesicht glich er einem kranken, verzärtelten Kinde.

Etwas vor zehn Uhr erwachte die alte Dame. Man schloß den Laden, und die ganze Familie ging hinauf, um sich schlafen zu legen. Die Tigerkatze folgte schnurrend ihrer Herrschaft, indem sie sich den Kopf an jedem Stab des Treppengeländers rieb.

Die Wohnung oben bestand aus drei Zimmern. Die Treppe führte in ein Eßzimmer, das gleichzeitig als Salon diente. Links stand ein Steingutofen in einer Nische; gegenüber befand sich ein Büffet, an den Wänden standen Stühle; ein runder, aufgeklappter Tisch nahm die Mitte des Zimmers ein. Im Hintergrunde hinter einer Glasthür befand sich eine dunkle Küche. Auf jeder Seite des Eßzimmers war eine Schlafkammer.

Nachdem dieselbe dann ihre Schwiegertochter und ihren Sohn geküßt, zog sie sich in ihr Zimmer zurück. Die Katze schlief auf einem Küchenstuhl. Das Ehepaar trat in sein Zimmer, welches eine zweite auf eine Treppe führende Thür hatte; diese Treppe leitete durch einen dunklen und schmalen Korridor zu dem Durchgang hinüber.

Der Gatte, der stets vor Fieber zitterte, legte sich ins Bett; während dieser Zeit öffnete die junge Frau das Fenster, um die Jalousien zuzumachen. Sie blieb hier einige Minuten vor der großen, schwarzen grobgetünchten Mauer stehen, die sich jenseits der Galerie erstreckte. Ueber diese Mauer ließ sie einen stieren, stummen Blick schweifen; dann legte auch sie sich mit verachtender Gleichgiltigkeit zur Ruhe.

II.

Madame Raquin war eine alte Krämerin aus Vernon. Zwanzig Jahre hatte sie in einem kleinen Laden dieser Stadt gelebt. Einige Jahre nach dem Tode ihres Gatten war sie des Handels überdrüssig geworden und verkaufte ihr Geschäft. Ihre Ersparnisse im Verein mit dem Erlös dieses Verkaufes verschafften ihr ein Kapital von 40 000 Francs, das sie gut anlegte und das ihr eine Rente von 2000 Francs einbrachte. Diese Summe reichte vollständig für sie aus. Sie führte ein eingezogenes Leben und hatte von den Freuden und quälenden Sorgen dieser Welt keine Ahnung, sondern hatte sich eine Existenz des Friedens und ruhigen Glückes geschaffen.

Sie mietete für 400 Francs jährlich ein kleines Haus, dessen Garten sich bis zum Rande der Seine erstreckte. Es war ein abgeschlossenes, verschwiegenes Haus, das etwas Klösterliches an sich hatte; ein enger Flußpfad führte zu diesem inmitten breiter Wiesen belegenen Orte; die Fenster der Wohnung gingen auf den Fluß

und auf die einsamen Hügel des anderen Ufers hinaus. Die gute Dame, die die Fünfzig überschritten hatte, begrub sich in diese Einsamkeit und genoß hier an der Seite ihres Sohnes Camille und ihrer Nichte Therese reine Freuden.

Camille war damals zwanzig Jahre alt. Seine Mutter verhätschelte ihn noch wie einen kleinen Jungen. Sie verehrte ihn, weil sie ihn in einer leidensvollen Jugend dem Tode abgetrotzt hatte. Das Kind bekam Schlag auf Schlag alle möglichen Fieber, alle nur erdenklichen Krankheiten. Madame Raquin führte fünfzehn Jahre lang Krieg gegen diese schrecklichen Leiden, die nacheinander angerückt kamen, um ihr ihren Sohn zu entreißen, und besiegte sie alle durch ihre Geduld, ihre Pflege, ihre Vergötterung.

Als Camille erwachsen und vom Tode gerettet war, blieb er doch unter der Einwirkung der wiederholten Erschütterungen, die seinen Körper geschwächt. Im Wachstum zurückgeblieben, war er klein und schwächlich. Seine dünnen Glieder konnten nur langsame, müde Bewegungen ausführen. Seine Mutter liebte ihn ob dieser Schwäche, die ihn zu Boden drückte, nur noch inniger. Sie betrachtete sein armes kleines blasses Gesicht mit triumphierender Zärtlichkeit und dachte, daß sie ihm wohl mehr als zehnmal das Leben gegeben hatte.

In den spärlichen Ruhepausen, die ihm die Krankheit gönnte, besuchte er eine Handelsschule in Vernon, wo er Rechnen und Schreiben lernte. Sein Wissen beschränkte sich auf die vier Spezies und auf eine sehr oberflächliche Kenntnis der Grammatik. Später nahm er Schreib- und Buchführungsunterricht. Madame Raquin begann zu zittern, als man ihr riet, ihren Sohn aufs Gymnasium zu schicken; sie wußte, er würde fern von ihr sterben, und erklärte, die Bücher würden ihn töten. Camille blieb unwissend, und seine Unwissenheit machte ihn sozusagen noch schwächer.

Zu achtzehn Jahre langweilte er sich zum Sterben bei der Zärtlichkeit, mit der ihn seine Mutter umgab, und so trat er denn als Commis in das Geschäft eines Leinenwarenhändlers. Dort bezog er monatlich sechzig Francs. Er war unruhigen Geistes, und deshalb wurde ihm der Müßiggang unerträglich. Er fühlte sich ruhiger, gesünder bei dieser stumpfsinnigen Arbeit, bei dieser Arbeit des den ganzen Tag über Rechnungen und ungeheure Fakturen hockenden Commis, wobei er geduldig jede Zahl vor sich hinsagte. Abends empfand er, zerschlagen und mit leerem Kopfe, inmitten des Stumpfsinns, der ihn erfaßte, ein unendliches Behagen. Er mußte sich mit seiner Mutter zanken, um in das Geschäft des Leinenwarenhändlers einzutreten. Sie wollte ihn immer bei sich behalten, fern von den Zufällen des Lebens, gleichsam in Decken eingewickelt. Der junge Mann sprach als Herr; er forderte die Arbeit, wie andere Kinder Spielzeug fordern, nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus Instinkt, aus natürlichem Bedürfnis. Die Zärtlichkeit und Hingebung seiner Mutter hatte ihn zum wilden

Egoisten gemacht; er glaubte die zu lieben, die ihn bejammerten und verhätschelten; doch in Wirklichkeit lebte er für sich allein, in sich zurückgezogen, liebte nur das Wohlbehagen und suchte durch alle möglichen Mittel seine Genüsse zu erhöhen. Als die zärtliche Zuneigung der Madame Raquin ihn anwiderte, stürzte er sich mit Behagen in eine fade Beschäftigung, die ihn vor den Tränken und Medikamenten bewahrte. Wenn er dann abends aus dem Geschäft nach Hause kam, lief er mit seiner Cousine nach dem Ufer der Seine.

Therese wurde achtzehn Jahre. Eines Tages — vor sechzehn Jahren — Madame Raquin hatte noch ihr Geschäft — brachte ihr ihr Bruder, der Kapitän Degans, der eben aus Algier kam, ein kleines Mädchen.

„Das Kind ist deine Nichte," sagte er lächelnd zu ihr. „Seine Mutter ist tot; ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll; ich schenke es dir!"

Die Krämerin nahm das Kind, lächelte ihm zu und küßte seine rosigen Wangen. Degans blieb acht Tage in Vernon. Seine Schwester fragte ihn kaum nach dieser Tochter, die er ihr schenkte. Sie erfuhr nur, daß die liebe Kleine in Oran geboren war und zur Mutter eine Eingeborene des Landes, ein außerordentlich schönes Weib, gehabt hatte. Eine Stunde vor seiner Abfahrt übergab ihr der Kapitän einen Geburtsschein, dann reiste er ab, und man sah ihn nicht mehr wieder; einige Jahre später fiel er in Afrika.

Therese wuchs auf. Sie hatte eine eiserne Gesundheit, wurde aber wie ein krankes Kind behandelt, teilte die Tränke, die ihr Vetter einnahm, und wurde in der heißen Luft des Zimmers gehalten, das der kleine Kranke bewohnte. Stundenlang hockte sie nachdenklich vor dem Feuer und blickte in die Flammen, ohne die Augen niederzuschlagen. Dieses erzwungene Rekonvalescentenleben verdüsterte sie; sie nahm die Gewohnheit an, leise zu sprechen, geräuschlos hin- und herzugehen, stumm und unbeweglich auf einem Stuhle sitzen zu bleiben und mit weitaufgerissenen Augen vor sich hinzustarren.

Als Madame Raquin ihr Besitztum verkaufte und sich in das kleine Haus am Rande des Wassers zurückzog, zitterte Therese im geheimen vor Freude. Ihre Tante hatte so oft zu ihr gesagt: „Mache keinen Lärm, bleib ruhig," daß sie jede leidenschaftliche Regung ihrer Natur in sich zurückdrängte. Sie besaß eine außerordentliche Kaltblütigkeit, eine scheinbare Ruhe, hinter der sich eine furchtbare Leidenschaft verbarg. Als sie den Garten, den weißen Fluß, die großen, grünen, zum Horizont hinaufsteigenden Hügel erblickte, packte sie ein wildes Verlangen, zu laufen und zu schreien; sie fühlte, wie ihr Herz laut in der Brust klopfte; doch keine Muskel ihres Gesichtes rührte sich, und sie begnügte sich zu lächeln, als ihre Tante sie fragte, ob das neue Heim ihr gefiele.

Nun gestaltete sich das Leben für sie heiterer. Sie behielt wohl ihre geschmeidigen Manieren, ihre ruhige und gleichgültige

Miene bei, doch im Innern durchlebte sie ein glühendes, leidenschaftliches Dasein. Abends saß sie schweigsam neben ihrer Tante und nähte, ihr Gesicht schien in dem Lichte, das aus dem Schirm der Lampe mit mildem Schein auf sie herniederfiel, zu schlummern. Camille, der in einem Fauteuil zusammengesunken dasaß, dachte an seine Rechnungen. Ein mit leiser Stimme gesprochenes Wort störte nur auf Augenblicke den Frieden dieser schläfrigen Häuslichkeit.

Madame Raquin betrachtete ihre Kinder mit hehrer Güte. Sie war entschlossen, sie miteinander zu verheiraten. Sie behandelte ihren Sohn noch immer als Totkranken; sie zitterte bei dem Gedanken, daß sie eines Tages sterben und ihn allein und leidend zurücklassen würde. Da rechnete sie denn auf Therese und sagte sich, das junge Mädchen würde eine wachsame Pflegerin für Camille sein. Ihre Nichte flößte ihr mit ihrer ruhigen Miene, ihrer stummen Ergebenheit ein grenzenloses Vertrauen ein. Sie hatte sie in Thätigkeit gesehen und wollte sie ihrem Sohn als Schutzengel geben.

Die Kinder wußten seit langer Zeit, daß sie sich eines Tages heiraten sollten. Sie waren in diesem Gedanken aufgewachsen, der ihnen auf diese Weise vertraut und zur zweiten Natur geworden war. Man sprach von dieser Verbindung in der Familie als von einer notwendigen, verhängnisvollen Sache. Madame Raquin hatte gesagt: „Wir werden warten, bis Therese einundzwanzig Jahre alt ist."

Camille war seiner Cousine gegenüber der kleine Junge geblieben, er umarmte sie, wie er seine Mutter umarmte, aus Gewohnheit, ohne etwas von seiner selbstsüchtigen Ruhe zu verlieren. Er sah in ihr eine gefällige Kameradin, die ihn hinderte, sich allzu sehr zu langweilen, und die ihm bei Gelegenheit seine Medizin bereitete.

Das junge Mädchen schien, ebenso wie er, kalt und gleichgiltig zu bleiben. Sie richtete zuweilen ihre großen Augen auf Camille und sah ihn mehrere Minuten mit der Starrheit einer wahrhaft erhabenen Ruhe an. Nur ihre Lippen bewegten sich dann in leisen, kaum wahrnehmbaren Zuckungen. Man konnte nichts auf diesem geschlossenen Gesicht lesen, das ein unerschütterlicher Wille stets sanft und aufmerksam erscheinen ließ. Wenn man von ihrer Heirat sprach, wurde Therese erregt und begnügte sich, mit einem Kopfnicken alles zu billigen, was Madame Raquin sagte. Camille schlief dabei ein.

Die Monate, die Jahre verflossen. Der zur Hochzeit festgesetzte Tag rückte heran. Madame Raquin nahm Therese bei seite, sprach ihr von ihren Eltern und erzählte ihr die Geschichte ihrer Geburt. Das junge Mädchen hörte der Tante zu und umarmte sie dann, ohne ein Wort zu erwidern. Abends trat Therese, anstatt in ihr Zimmer zu gehen, das sich links von der

Treppe befand, in das ihres Vetters, welches rechts belegen war. Das war die ganze Veränderung, die sich an jenem Tage in ihrem Leben vollzog. Am nächsten Tage, als die jungen Leute herunterkamen, hatte Camille noch immer seine kränkliche Schläfrigkeit, seine heilige Egoistenruhe, Therese noch immer ihre sanfte Gleichgiltigkeit, ihr verschlossenes, so entsetzlich ruhiges Gesicht.



III.

Acht Tage nach seiner Hochzeit erklärte Camille seiner Mutter rund heraus, er beabsichtige, Vernon zu verlassen und wolle in Paris leben. Madame Raquin lehnte sich dagegen auf; sie hatte ihre Existenz eingerichtet und wollte nicht die geringste Kleinigkeit daran ändern. Ihr Sohn bekam einen Nervenanfall, er drohte ihr, krank zu werden, wenn sie seiner Laune nicht nachgab.

„Ich habe dir nie in deinen Plänen widersprochen," sagte er zu ihr; „ich habe meine Cousine geheiratet und alle Medikamente eingenommen, die du mir gegeben hast. Es ist doch heut das Wenigste, daß ich einen eigenen Willen und daß du meiner Ansicht bist ... Wir reisen Ende des Monats."

Madame Raquin schlief in dieser Nacht nicht. Der Entschluß Camilles wälzte ihr Leben um, und sie suchte verzweifelt, sich in eine neue Existenz hineinzufinden. Doch nach und nach ward sie ruhiger, und am nächsten Tage hatte sie sich schon an den Gedanken

der Abreise gewöhnt, ja sogar den Plan zu einem neuen Leben entworfen.

Beim Frühstück war sie ganz heiter und sagte zu ihren Kindern: „Wir werden folgendes thun: Morgen fahre ich nach Paris, werde ein kleines Weißwarengeschäft suchen, und Therese und ich werden weiter Nadeln und Zwirn verkaufen, das wird uns beschäftigen. Du, Camille, magst thun, was du willst; du kannst im Sonnenschein spazieren gehen oder dir eine Beschäftigung suchen.“

„Ich werde mir eine Stellung suchen,“ erwiderte der junge Mann.

Thatsächlich hatte nur ein thörichter Ehrgeiz Camille zur Abreise getrieben. Er wollte Beamter in einem großen Betriebe werden und wurde vor Vergnügen rot, wenn er sich im Traume in einem geräumigen Büreau mit Lüsterärmeln, und die Feder hinter dem Ohre, sah.

Therese wurde nicht gefragt; sie hatte stets einen so passiven Gehorsam gezeigt, daß ihre Tante und ihr Mann sich nicht einmal die Mühe nahmen, sie um ihre Meinung zu bitten. Sie ging dahin, wo *sie* hingingen, that was *sie* thaten, ohne Klage, ohne Vorwurf, ohne scheinbar auch nur zu wissen, daß sie sich vom Flecke rühre.

Madame Raquin fuhr nach Paris und geradewegs nach dem Durchgang des Pont-Neuf. Ein altes Fräulein aus Vernon hatte sie zu einer ihrer Verwandten geschickt, die in diesem Durchgang ein Posamentiergeschäft betrieb, das sie zu verkaufen wünschte. Die alte Krämerin fand den Laden etwas klein und etwas dunkel, doch als sie Paris durchwanderte, war sie von dem Lärm in den Straßen und dem Luxus in den Schaufenstern erschreckt worden, während sie diese enge Galerie, diese bescheidenen Auslagen an ihr altes, so ruhiges Geschäft erinnerte. Sie konnte sich noch in der Provinz glauben, und darum atmete sie auf, denn sie dachte, ihre lieben Kinder würden sich in diesem verlorenen Winkel glücklich fühlen. Der bescheidene Preis des Geschäfts bestärkte sie in ihrem Entschlusse, denn man verkaufte es ihr für 2000 Francs. Die Miete für den Laden und den ersten Stock betrug nur 1200 Francs. Madame Raquin, die ungefähr 4000 Francs Ersparnisse hatte, berechnete, daß sie den Kaufpreis und die erste Jahresmiete bezahlen konnte, ohne ihr Vermögen anzureißen. Das Gehalt Camilles und die Erträgnisse des Geschäfts würden wohl — so dachte sie — für den täglichen Bedarf ausreichen, so daß sie ihre Rente nicht anzugreifen brauchte und das Kapital anwachsen lassen konnte, um damit später einmal ihre Enkelkinder auszustatten. Strahlend vor Freude kehrte sie nach Vernon zurück und sagte, sie hätte eine Perle, ein entzückendes Winkelchen mitten in Paris gefunden. Nach und nach wurde im Verlauf einiger Tage der feuchte und dunkle Boden des Durchgangs zu

einen Palast; und durch die rosige Brille ihrer Erinnerungen erschien er ihr bequem, geräumig, ruhig und mit tausend unschätzbaren Vorzügen versehen.

„Ach, meine liebe Therese," sagte sie, „du wirst sehen, wie glücklich wir in diesem Winkel sein werden! Oben sind drei schöne Zimmer. Der Durchgang ist sehr belebt ... Wir werden prächtige Auslagen herrichten ... Ja, ja, langweilen werden wir uns nicht!"

Sie konnte des Lobes kein Ende finden. Alle Instinkte einer alten Handelsfrau erwachten in ihr aufs neue; im voraus gab sie Therese Ratschläge in betreff des Verkaufs, in betreff des Einkaufs, in betreff der kleinen Geschäftsschliche. Endlich verließ die Familie das Haus am Rande der Seine, und noch an dem Abend desselben Tages zog sie in den Durchgang des Pont-Neuf ein.

Als Therese den Laden betrat, in dem sie von nun an leben sollte, war es ihr, als stiege sie in ein feuchtes Grab. Eine Art Ekel packte sie bei der Kehle und es überlief sie ein Schauder der Angst. Sie betrachtete die feuchte und schmutzige Galerie, besichtigte den Laden, stieg in den ersten Stock und ging in jedes Zimmer; diese kahlen, unmöblierten Stuben waren in ihrer Baufälligkeit und Einsamkeit wahrhaft erschrecklich. Die junge Frau machte keine Bewegung und sprach kein Wort. Sie war wie erstarrt. Als ihre Tante und ihr Mann hinuntergegangen waren, setzte sie sich mit steifen Händen auf einen Koffer; das Schluchzen drückte ihr die Kehle zusammen, doch sie konnte nicht weinen.

Der Wirklichkeit gegenüber blieb Madame Raquin verlegen und schämte sich ihrer Träume. Sie suchte ihre Erwerbung zu verteidigen, fand ein Mittel für jede neue Unannehmlichkeit, die sich zeigte, erklärte die Dunkelheit damit, daß sie meinte, der Himmel wäre bewölkt, und schloß mit der Behauptung, eine tüchtige Reinigung würde genügen, um dem Ganzen ein anderes Aussehen zu geben.

„Ah bah!" sagte Camille; „das ist ja ganz nett! Uebrigens werden wir uns ja oben nur abends aufhalten. Ich komme vor fünf bis sechs Uhr nicht nach Hause, ihr beide werdet immer zusammen sein und euch nicht langweilen."

Nie hätte der junge Mann eingewilligt, in einem solchen Loche zu wohnen, hätte er nicht auf die wohlige Behaglichkeit seines Bureaus gerechnet. Er sagte sich, er würde es den ganzen Tag in seiner Verwaltung hübsch warm haben und sich abends frühzeitig zu Bett legen. Eine ganze Woche blieben der Laden und die Wohnung in Unordnung. Schon am ersten Tage hatte sich Therese hinter den Ladentisch gesetzt und rührte sich nicht von ihrem Platze. Madame Raquin wunderte sich über dieses träge Benehmen; sie hatte geglaubt, die junge Frau würde ihre Wohnung zu verschönern suchen, Blumen ans Fenster stellen, und neue Tapeten, Vorhänge, Teppiche haben wollen. Wenn sie irgend eine

Reparatur, irgend eine Verschönerung vorschlug, erwiderte ihre Nichte in ruhigem Tone:

„Wozu denn? Wir sind hier ganz gut aufgehoben und brauchen keinen Luxus."

Madame Raquin mußte die Zimmer einrichten und in dem Laden ein bischen Ordnung schaffen. Therese wurde schließlich ungeduldig, als sie sie fortwährend herumstreichen sah: sie nahm eine Aufwärterin und zwang ihre Tante, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

Camille blieb einen Monat ohne Stellung. Er hielt sich in dem Laden so wenig als möglich auf und bummelte den ganzen Tag. Die Langeweile packte ihn dermaßen, daß er davon sprach, nach Vernon zurückzukehren. Endlich trat er bei der Verwaltung der Orléansbahn ein, wo er monatlich 100 Francs verdiente. Sein Traum ging in Erfüllung.

Morgens um acht Uhr brach er auf. Er ging die Rue Guénégaud hinunter und befand sich auf den Quais. Dann folgte er mit langsamem Schritte, die Hände in den Taschen, dem Laufe der Seine, von der Akademie bis zum Jardin des Plantes. Abends ging er müde, den Kopf noch von irgend einer dummen Geschichte voll, die man im Bureau erzählt, wieder durch den Jardin des Plantes und sah sich die Bären an, wenn er es nicht gar zu eilig hatte. Endlich entschloß er sich, mit langsamen, schleppenden Schritten nach Hause zurückzukehren, wobei er sich mit den Passanten, den Wagen, den Magazinen beschäftigte.

Bei seiner Heimkehr aß er und fing dann an, zu lesen. Er hatte sich Buffons Werke gekauft und allabendlich verschlang er ein Pensum von zwanzig bis dreißig Seiten trotz der Langweile, die ihm eine solche Lektüre verursachte. Er las auch noch in Zehncentimes-Lieferungen die „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs" von Thiers und „die Geschichte der Girondisten" von Lamartine und viele andere populär-wissenschaftliche Werke. Er glaubte, dadurch an seiner Erziehung zu arbeiten. Manchmal zwang er seine Frau, die Lektüre gewisser Seiten, bestimmter Anekdoten anzuhören. Er wunderte sich sehr, daß Therese einen ganzen Abend nachdenklich und schweigsam dasitzen konnte, ohne daß sie die Lust anwandelte, ein Buch zur Hand zu nehmen. Im Grunde war er überzeugt, seine Frau besitze eine recht mangelhafte Intelligenz. Therese stieß die Bücher ungeduldig zurück. Sie zog es vor, müßig, mit starren Augen und unstät umherschweifenden Gedanken sitzen zu bleiben. Uebrigens bewahrte sie ihre gleichmäßige, ruhige Laune; ihr ganzes Wollen war darauf gerichtet, aus ihrem Wesen ein passives, entsagendes und gefälliges Instrument zu machen.

Das Geschäft ging recht sacht. Der Verdienst blieb jeden Monat regelmäßig gleich. Die Kundschaft bestand aus den Arbeiterinnen der Gegend. Alle fünf Minuten trat ein junges Mädchen ein und kaufte für ein paar Sous. Therese bediente die

Kundschaft stets mit denselben Worten, mit einem Lächeln, das ganz mechanisch auf ihre Lippen stieg. Madame Raquin zeigte sich geschmeidiger, geschwätziger, und eigentlich war sie es, die die Kundschaft heranzog und festhielt.

Drei Jahre folgten die Tage einander und glichen sich. Camille blieb nicht ein einziges Mal aus seinem Bureau fort; seine Mutter und seine Frau verließen den Laden fast nie. Therese, die in einem feuchten Dunkel, in einem düsteren und erdrückenden Schweigen lebte, sah das Leben kahl und nackt vor sich ausgebreitet, wie es sie jeden Abend auf dasselbe kalte Lager warf und jeden Morgen dasselbe inhaltslose Tagewerk herbeiführte.

IV.

Einmal in der Woche, am Donnerstag Abend, empfing die Familie Raquin. Man zündete eine große Lampe in der Eßstube an und stellte eine Kanne mit Wasser aufs Feuer, um Thee zu machen. Das war eine wichtige Sache. An diesem Tage ging man um elf Uhr zu Bette.

Madame Raquin fand in Paris einen ihrer alten Freunde wieder, den Polizeikommissar Michaud, der in Vernon zwanzig Jahre lang amtiert und mit der Handelsfrau in demselben Hause gewohnt hatte. Eine innige Freundschaft hatte sich zwischen ihnen gebildet; als die Witwe dann ihr Besitztum verkauft hatte, um das Haus am Rande der Seine zu bewohnen, hatten sie sich nach und nach aus dem Gesicht verloren. Michaud verließ die Provinz einige Monate später und verzehrte ruhig in Paris, in der Rue de Seine, seine Pension von 1500 Francs. An einem Regentage traf er seine alte Freundin im Durchgang des Pont-Neuf, und noch an demselben Abend speiste er bei den Raquins.

So wurden die Donnerstag-Gesellschaften gegründet. Der ehemalige Polizeikommissar nahm die Gewohnheit an, pünktlich einmal in der Woche zu erscheinen. Er brachte schließlich seinen Sohn Olivier mit; einen großen, trockenen und hageren Menschen von dreißig Jahren, der eine ganz kleine, magere und kränkliche Frau geheiratet hatte. Olivier hatte auf der Polizeipräfektur eine mit 3000 Francs dotierte Stellung, auf die Camille ganz besonders eifersüchtig war; er war Bureauvorsteher bei der Kriminalpolizei. Schon vom ersten Tage an verabscheute Therese diesen steifen und kalten Menschen, der dem Laden im Durchgang eine Ehre zu erweisen schien, wenn er die Dürre seines langen Körpers und die Schwäche seiner armen kleinen Frau hier zur Schau stellte.

Camille brachte einen anderen Gast mit, einen alten Beamten der Orléansbahn, namens Grivet. Grivet hatte zwanzig Dienstjahre; er war Bureauvorsteher und verdiente 2100 Francs. Er verteilte die Arbeit an die Beamten in Camilles Bureau, und dieser be-

zeigte ihm eine gewisse Achtung; in seinen Träumen sagte er sich, daß Grivet eines Tages sterben und er vielleicht nach zehn Jahren an seine Stelle treten würde. Grivet war entzückt über den Empfang, den ihm Madame Raquin zu teil werden ließ, und kam jede Woche mit seltener Regelmäßigkeit wieder. Nach sechs Monaten war ihm der Donnerstagsbesuch zur Pflicht geworden; er ging in den Durchgang des Pont-Neuf, wie er sich jeden Morgen in sein Bureau begab, mechanisch, mit tierischem Instinkt.

Von nun ab wurden die Abende reizend. Um sieben Uhr zündete Madame Raquin das Feuer an, stellte die Lampe in die Mitte des Tisches, legte ein Dominospiel parat und trocknete das Theeservice aus, das auf dem Büffet stand. Punkt acht Uhr trafen sich der alte Michaud und Grivet vor dem Laden, der eine kam von der Rue de Seine, der andere von der Rue Mazarin. Sie traten ein, und die ganze Familie begab sich in den ersten Stock hinauf. Man setzte sich an den Tisch und wartete auf Olivier Michaud und seine Frau, die stets zu spät kamen. Wenn die Versammlung vollzählig war, goß Madame Raquin den Thee ein, Camille schüttete die Dominosteine auf die Wachsleinwand aus, und jeder vertiefte sich in sein Spiel. Man hörte nur noch das Klappern der Steine. Nach jeder Partie zankten sich die Spieler zwei bis drei Minuten, dann trat wieder das düstere Schweigen ein, das nur von kurzem Klappern unterbrochen wurde.

Therese spielte mit einer Gleichgiltigkeit, die Camille empörte. Sie nahm François, den großen Tigerkater, auf den Schoß, den Madame Raquin aus Vernon mitgebracht, und streichelte ihn mit der einen Hand, während sie mit der anderen die Dominosteine ansetzte. Die Donnerstag-Abende waren für sie eine Qual; oft klagte sie über ein Unwohlsein, eine heftige Migräne, um nicht spielen zu müssen, sondern müßig, halb schlafend, dasitzen zu können. Einen Ellenbogen auf den Tisch, den Kopf auf die Handfläche gestützt, betrachtete sie die Gäste ihres Mannes und ihrer Tante; sie sah sie durch eine Art gelben, räucherigen Nebel, der aus der Lampe aufstieg. Alle diese Köpfe widerten sie an; der eine erfüllte sie mit dumpfem Groll, der andere mit tiefem Ekel. Therese fand nicht einen Menschen, nicht ein lebendes Wesen, unter diesen grotesken und unheimlichen Geschöpfen, mit denen sie eingeschlossen war; manchmal packte sie eine Hallucination, sie glaubte sich in einem Keller mit mechanischen Leichnamen zu befinden, die den Kopf, die Beine und die Arme bewegten, wenn man an Schnüren zog.

Man hatte unten an der Ladenthür eine Klingel angebracht, deren scharfes Läuten das Erscheinen von Kunden anzeigte. Therese spitzte die Ohren; wenn die Klingel sich hören ließ, eilte sie schnell hinunter; sie fühlte sich erleichtert und glücklich, das Eßzimmer verlassen zu können. Langsam bediente sie die Kundschaft. Wenn sie sich allein befand, setzte sie sich hinter den Laden-

tisch, und blieb da so lange wie möglich, denn sie fürchtete sich, wieder hinaufzugehen und empfand eine wahre Freude, Grivet und Olivier nicht mehr vor Augen zu haben. Die feuchte Luft des Ladens beruhigte das Fieber, das ihre Hände verbrannte. Dann versank sie wieder in jene ernste Träumerei, die bei ihr so häufig auftrat.

Doch lange konnte sie nicht so bleiben. Camille wurde ärgerlich über ihr Ausbleiben; er begriff nicht, daß man am Donnerstag-Abend den Laden dem Eßzimmer vorziehen konnte. Dann beugte er sich über das Geländer und suchte seine Frau mit den Augen.

„Na!“ rief er, „was machst du denn da? Warum kommst du denn nicht herauf? Grivet hat ein verdammtes Schwein. Eben hat er wieder gewonnen.“

Die junge Frau erhob sich schwerfällig und nahm wieder ihren Platz dem alten Michaud gegenüber ein, dessen herabhängende Lippen ein widerwärtiges Lächeln zeigten. Und nun blieb sie bis elf Uhr auf ihrem Stuhle träge sitzen und betrachtete François, den sie auf dem Schoße hielt, um nicht die Marionetten zu sehen, die um sie her grinsende Fratzen schnitten.

V.

Eines Donnerstags, als Camille aus dem Bureau nach Hause kam, brachte er einen großen breitschulterigen Menschen mit, den er mit vertraulicher Handbewegung in den Laden stieß.

„Mutter,“ fragte er Madame Raquin, auf ihn deutend, „erkennst du den Herrn?“

Die alte Frau betrachtete den großen Menschen, suchte in ihren Erinnerungen und fand nichts. Therese folgte der Scene mit ruhiger Miene.

„Wie!“ fuhr Camille fort, „du erkennst Laurent nicht, den kleinen Laurent, den Sohn des Vater Laurent, der bei Jeufosse so schöne Getreidefelder hat? ... Erinnerst du dich nicht? .... Er ging doch mit mir zur Schule, holte mich morgens ab, wenn er von seinem Onkel kam, der unser Nachbar war, und du gabst ihm dann immer Musstullen.“

Madame Raquin erinnerte sich plötzlich des kleinen Laurent, den sie merkwürdig groß fand. Seit zwanzig Jahren hatte sie ihn nicht gesehen. Sie wollte ihn die Verwunderung, die sie bei seinem Erscheinen zur Schau getragen, durch eine Flut von Erinnerungen, durch echt mütterliche Liebenswürdigkeiten vergessen machen. Laurent hatte sich gesetzt, er lächelte wohlgefällig, antwortete mit klarer Stimme und warf ruhige und selbstbewußte Blicke umher.

„Denkt euch,“ sagte Camille, „der Kerl ist seit achtzehn Monaten auf dem Orléansbahnhofe angestellt, und wir haben uns

erst heut abend getroffen und erkannt. Ja, die Verwaltung ist so groß, so bedeutend!"

Der junge Mann riß bei dieser Bemerkung die Augen auf, kniff die Lippen zusammen und schien äußerst stolz darauf zu sein, das geringfügige Rad einer großen Maschine zu sein; dann fuhr er, den Kopf schüttelnd, fort:

„Ach ja, er hat's gut, er hat studiert, und verdient bereits 1500 Francs. Sein Vater hat ihn aufs Gymnasium geschickt, er hat die Rechte studiert und Malerei gelernt. Nicht wahr, Laurent? Du kannst mit uns speisen."

„Meinetwegen," versetzte Laurent ungeniert.

Er legte seinen Hut fort und machte es sich im Laden bequem. Madame Raquin lief an ihre Kochtöpfe. Therese, die noch kein Wort gesprochen hatte, betrachtete den Fremden. Sie hatte nie einen wirklichen Mann gesehen. Laurent rang ihr mit seiner großen Gestalt, seinem starken, frischen Gesicht Verwunderung ab. Sie betrachtete mit einer gewissen Bewunderung seine niedrige, mit rauhem schwarzen Haar bedeckte Stirn, seine vollen Wangen, seine rote Lippen, sein regelmäßiges, kräftig schönes Gesicht. Laurent war ein echter Bauernsohn mit etwas schwerfälligen Manieren, mit gewölbtem Rücken, langsamen und knappen Bewegungen und ruhiger, eigensinniger Miene.

Camille breitete seine Buffon-Bände und seine Zehncentimes-Hefte aus, um seinem Freunde zu zeigen, daß auch er arbeitete. Dann sagte er, gleichsam auf eine Frage antwortend, die er seit mehreren Augenblicken an sich richtete, zu Laurent:

„Aber du mußt doch meine Frau kennen? Du erinnerst dich also nicht an die kleine Cousine, die in Vernon mit uns spielte?"

„Gewiß habe ich Madame wiedererkannt," erwiderte Laurent, und blickte Therese ins Gesicht.

Bei diesem scharfen Blick, der sie zu durchbohren schien, empfand die junge Frau ein gewisses Unbehagen. Sie zeigte ein gezwungenes Lächeln und wechselte einige Worte mit Laurent und ihrem Gatten; dann beeilte sie sich, ihre Tante aufzusuchen.

Man setzte sich zur Tafel, und Camille glaubte, sich mit seinem Freunde beschäftigen zu müssen.

„Wie geht es deinem Vater?" fragte er ihn.

„Ja, das weiß ich nicht," erwiderte Laurent. „Wir sind entzweit, und schreiben uns seit fünf Jahren nicht mehr."

„Was du sagst," rief der Beamte, über eine solche Ungeheuerlichkeit ganz verdutzt.

„Ja, der gute Mann hat so seine eigenen Ideen ... Da er beständig mit seinen Nachbarn im Prozesse liegt, so hat er mich aufs Gymnasium gebracht, denn er glaubte, in mir später einen Advokaten zu finden, der ihm alle seine Sachen gewinnen würde ... Ja, des Vater Laurents Ehrgeiz richtet sich nur auf nützliche Dinge; er will sogar von seinen Thorheiten Nutzen haben."

„Und du hast nicht Advokat werden wollen?" sagte Camille, der immer erstaunter wurde.

„Nein, wahrhaftig nicht," versetzte sein Freund lachend. „Zwei Jahre lang that ich so, als besuchte ich die Vorlesungen, um die Wechsel von 1200 Francs zu bekommen, die mein Vater mir aussetzte. Ich wohnte mit einem meiner Schulkameraden zusammen, der Maler ist, und hatte auch angefangen, die Malerei zu betreiben. Das machte mir Spaß; das Handwerk ist drollig und nicht anstrengend. Wir rauchten und trieben den ganzen Tag Dummheiten ..."

Die Familie riß erstaunt die Augen auf.

„Unglücklicherweise konnte das nicht ewig fortgehen," fuhr Laurent fort. „Der Vater erfuhr, daß ich ihm Lügen erzählte, und hat mir meine 100 Francs monatlich kurzweg entzogen, indem er mich aufforderte, ich sollte mit ihm zusammen das Feld bestellen. Da habe ich denn versucht, Heiligenbilder zu malen; 'n schlechtes Geschäft ... Als ich nun deutlich sah, ich würde Hungers sterben, habe ich die Kunst zum Teufel gejagt und mir eine Stellung gesucht... Der Vater wird doch 'mal sterben; darauf warte ich, um nichts mehr thun zu brauchen."

Laurent sprach mit ruhiger Stimme. In wenigen Worten hatte er eine charakteristische Geschichte erzählt, die sich ganz mit seiner Lebensanschauung deckte. Dieser große, mächtige Körper verlangte nichts weiter, als nichts thun zu müssen, als sich in Müßiggang und fortwährender Faulheit zu wälzen.

Er wollte gut essen, lange schlafen, ohne sich vom Flecke zu rühren, ohne sich auf die Möglichkeit irgend welcher Anstrengung einzulassen.

Der Beruf eines Advokaten hatte ihn erschreckt, und er schauderte bei dem Gedanken, die Erde bestellen zu sollen.

In der Hoffnung, hier den Beruf eines Faulenzers zu finden, hatte er sich in die Kunst gestürzt; der Pinsel erschien ihm als ein leicht zu handhabendes Instrument; und er glaubte, den Erfolg mit leichter Mühe zu erzwingen. Er träumte von einem Leben billiger Genüsse; doch der schöne Traum dauerte nur so lange, als der Vater Laurents Geld schickte. Aber als der junge Mann, der bereits dreißig Jahre zählte, das Elend am Horizont auftauchen sah, fing er an, zu überlegen; angesichts der Entbehrungen wurde er feig; er hätte selbst nicht für den größten Ruhm in der Kunst auch nur einen Tag ohne Brot ertragen. Seine ersten Versuche waren unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit geblieben, sein Bauernauge sah die Natur mit schiefen und häßlichen Blicken, seine schmierigen, schlecht entworfenen, fratzenhaften Gemälde waren unter aller Kritik. Uebrigens schien er nicht allzu eitel auf seine Künstlerschaft zu sein; und er geriet nicht in übergroße Verzweiflung, als er den Pinsel fortwerfen mußte. Nur eins that ihm leid; daß er das Atelier seines Freundes ver-

lassen mußte, jenes große Atelier, in dem er sich seit vier bis fünf Jahren mit so innigem Behagen gelümmelt hatte. Dennoch fühlte er sich in seiner Beamtenstellung behaglich; er lebte in tierischem Stumpfsinn dahin und liebte diese eintönige Arbeit, die ihn nicht anstrengte und seinen Geist einschläferte.

Als das Tischtuch abgenommen war, wandte sich Laurent, der seit einigen Minuten träumerisch dagesessen hatte, plötzlich an Camille und sagte zu ihm:

„Weißt du, ich möchte dein Bild malen.“

Dieser Gedanke entzückte Madame Raquin und ihren Sohn. Therese blieb stumm.

„Wir sind jetzt im Sommer,“ fuhr Laurent fort, „und da wir um vier Uhr aus dem Bureau kommen, so kann ich ja hierherkommen und dich jeden Abend zwei Stunden sitzen lassen. Das wird eine Sache von acht Tagen sein.“

„Das ist recht,“ erwiderte Camille, rot vor Freude; „du wirst mit uns speisen ... Ich werde mich frisieren lassen und meinen schwarzen Rock anziehen.“

Es schlug acht Uhr. Grivet und Michaud hielten ihren Einzug. Olivier und Suzanne kamen hinter ihnen.

Camille stellte seinen Freund der Gesellschaft vor. Grivet kniff die Lippen zusammen. Er verabscheute Laurent, dessen Gehalt seiner Ansicht nach zu schnell erhöht worden war. Uebrigens war die Einführung eines neuen Gastes eine wichtige Angelegenheit; die Gäste der Raquins konnten einen Unbekannten nicht ohne eine gewisse Kühle unter sich dulden.

Laurent zeigte sich von der gutmütigen Seite. Er begriff die Situation, wollte gefallen und sich mit einem Schlage beliebt machen. Er erzählte Geschichten, erheiterte die Gesellschaft durch sein derbes Lachen und gewann sich sogar die Freundschaft Grivets.

Therese mochte an diesem Abend nicht in den Laden hinunter gehen. Sie blieb bis elf Uhr spielend und plaudernd, auf ihrem Stuhle sitzen, und vermied es, den Blicken Laurents zu begegnen, der sich übrigens gar nicht um sie kümmerte. Die sanguinische Natur dieses Menschen, seine klangvolle Stimme, sein feistes Lachen verwirrten die junge Frau und versetzten sie in eine Art nervöser Angst.

VI.

Von diesem Tage an kam Laurent fast jeden Abend zu den Raquins. Er bewohnte in der Rue Saint-Victor, dem Port-aux-Vins gegenüber, ein kleines möbliertes Kabinet, für das er monatlich achtzehn Francs bezahlte; dieses Dachstübchen, das mit einem kleinen Fenster versehen war, hatte kaum sechs Meter im Geviert. Laurent kehrte so spät als möglich in dieses Loch zurück. Bevor er Camille getroffen, hielt er sich, da er kein Geld hatte, um sich auf

den Polstern der Cafés herumzulümmeln, in der Kneipe auf, wo er zu Abend speiste und rauchte dort seine Pfeife. Dann ging er langsam nach der Rue Saint-Victor zurück, bummelte an den Quais entlang und setzte sich bei warmem Wetter auf eine Bank.

Der Laden im Durchgang des Pont-Neuf wurde für ihn ein reizender, warmer, ruhiger Zufluchtsort, wo er freundschaftliche Worte zu hören bekam und man ihm alle möglichen Aufmerksamkeiten erwies. Er sparte Geld und trank behaglich den vorzüglichen Thee der Madame Raquin. Bis zehn Uhr blieb er, und that, als wenn er bei sich zu Hause wäre; erst, nachdem er Camille geholfen, den Laden zu schließen, ging er fort.

Eines Abends brachte er seine Staffelei und seinen Farbenkasten mit. Am nächsten Tage wollte er Camilles Bild anfangen. Man kaufte eine Leinwand und traf sorgfältige Vorbereitungen. Endlich machte der Künstler sich ans Werk, und zwar brauchte er drei Abende, um den Kopf zu zeichnen. Sorgsam zog er die Umrisse auf der Leinwand mit kleinen, dünnen Strichen; seine steife und ungelenke Zeichnung erinnerte in grotesker Weise an die Manier der alten Meister. Am vierten Tage warf er kleine Häufchen Farbe auf seine Palette und fing an, mit der Pinselspitze zu malen; er punktierte die Leinwand mit dünnen Schmutzflecken und machte kurze, zusammengedrängte Streifen, als wenn er sich eines Bleistifts bedient hätte.

Zu Ende jeder Sitzung gerieten Camille und Madame Raquin in Verzückung. Laurent sagte, man müßte warten, die Aehnlichkeit würde schon noch kommen.

Sobald das Porträt angefangen war, verließ Therese das in ein Atelier verwandelte Zimmer nicht mehr. Sie ließ ihre Tante allein hinter dem Ladentisch; bei dem geringsten Vorwand kam sie herauf und sah Laurent beim Malen zu.

Stets ernst, beklommen, noch bleicher und stummer als sonst, setzte sie sich und folgte der Arbeit des Pinsels. Dabei schien sie dieses Schauspiel aber gar nicht besonders zu belustigen; sie kam, gleichsam gewaltig hergezogen, an diesen Platz und blieb hier angenagelt. Laurent drehte sich manchmal um, lächelte ihr zu und fragte sie, ob ihr das Porträt gefiele. Sie antwortete kaum, schauderte und versank dann wieder in ihre nachdenkliche Verzückung.

Wenn Laurent abends in die Rue Saint-Victor zurückkehrte, stellte er lange Betrachtungen an; er stritt mit sich herum, ob er Thereses Geliebter werden sollte oder nicht.

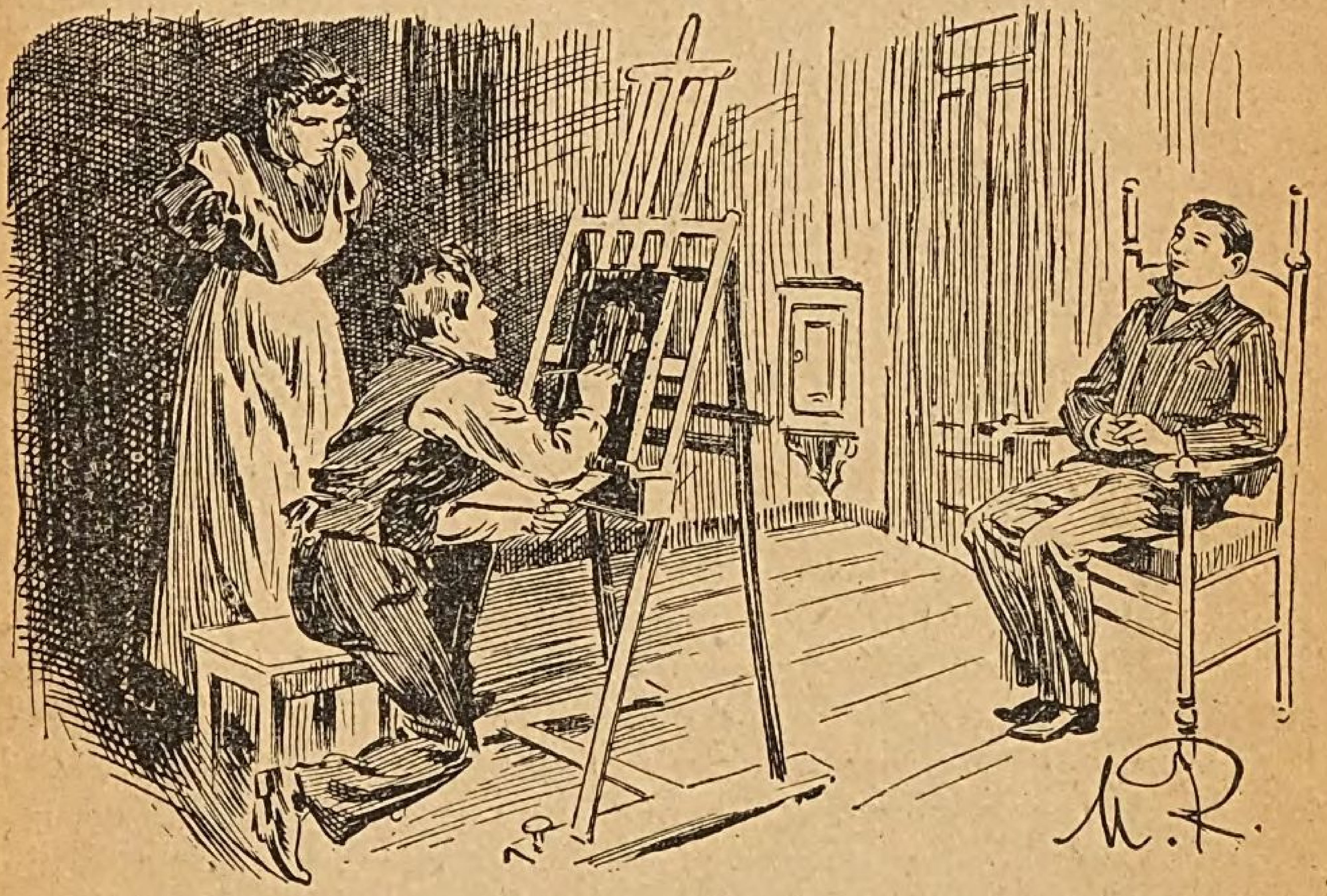
„Diese kleine Frau," so sagte er sich, „wird mich lieben, sobald ich es nur will. Sie ist stets hinter mir her, betrachtet mich und prüft mich ... Sie zittert und hat ein recht merkwürdiges Gesicht mit ihrer stummen, leidenschaftlichen Miene ... Sie langweilt sich in dieser Baracke ... Ich gehe hin, weil ich eben nicht weiß, wo ich hingehen soll. Sonst würde man mich in dem Durchgang

des Pont-Neuf nicht so häufig finden. Es ist da feucht und traurig. Eine Frau muß in einem solchen Loche umkommen."

Er blieb stehen, dann ging er wieder weiter, und es packte ihn eine gewisse Unentschlossenheit.

„Schließlich ist sie ja häßlich," dachte er. „Sie hat eine lange Nase und einen großen Mund. Uebrigens liebe ich sie durchaus nicht. Vielleicht ziehe ich mir da eine böse Geschichte auf den Hals. Die Sache bedarf der Ueberlegung."

Laurent, der sehr klug war, trug diese Gedanken eine lange Woche hindurch mit sich herum. Er berechnete alle möglichen Zufälle einer Liaison mit Theresen und entschloß sich, das Abenteuer nur dann zu wagen, wenn er ganz bestimmt davon Nutzen hatte.



Das Porträt ging zu Ende, doch die Gelegenheit bot sich nicht. Therese blieb stets beklommen und ängstlich dabei, doch Camille verließ das Zimmer nicht. Laurent war wütend, ihn nicht auf eine Stunde entfernen zu können. Er mußte doch eines Tages erklären, daß er das Porträt am nächsten Tage beenden würde. Madame Raquin meinte, man wolle zusammen speisen und das Werk des Malers feiern.

Als Laurent am nächsten Tage den letzten Pinselstrich an seinem Bilde gethan, versammelte sich die ganze Familie und erklärte, es wäre sprechend ähnlich. Das Bild war gräulich in schmutzigem Grau gehalten mit großen violetten Klecksen. Laurent konnte die schärfsten Farben nicht benutzen, ohne sie stumpf und

schmierig erscheinen zu lassen; wider seinen Willen hatte er die blasse Gesichtsfarbe seines Modells übertrieben und das Gesicht Camilles sah dem grünlich schimmernden Antlitz eines Ertrunkenen ähnlich; die fratzenhafte Zeichnung verzerrte die Züge und machte die unheimliche Aehnlichkeit dadurch noch frappanter. Doch Camille war entzückt; er sagte, er sähe auf dem Bilde vornehm aus.

Als er sein Konterfei genugsam bewundert hatte, erklärte er, er wolle zwei Flaschen Champagner holen. Madame Raquin ging wieder in den Laden hinunter. Der Künstler blieb mit Therese allein.

Die junge Frau war zusammengekauert sitzen geblieben und starrte blöde vor sich hin. Plötzlich drehte der Maler sich um und stand ihr Auge in Auge gegenüber. So betrachteten sie sich einige Sekunden. Dann bückte sich Laurent, riß die junge Frau mit heftiger Bewegung an seine Brust, bog ihren Kopf zurück und drückte seine Lippen auf die ihren. — — —

VII.

Schon von Anfang an fanden die Liebenden ihre Verbindung, die ein Verhängnis herbeigeführt zu haben schien, notwendig und durchaus natürlich. Bei ihrer ersten Zusammenkunft duzten sie sich, ohne Verlegenheit, ohne zu erröten, als hätte ihre Bekanntschaft schon Jahre hindurch gedauert.

Sie setzten ihre Rendezvous fest. Da Therese nicht ausgehen konnte, so wurde bestimmt, Laurent sollte kommen. Die junge Frau erklärte ihm mit klarer, sicherer Stimme den Ausweg, den sie gefunden hatte. Die Zusammenkünfte sollten im Zimmer der Gattin stattfinden. Laurent sollte durch die Allee gehen, die in den Durchgang mündete, und Therese sollte ihm die Treppenthür öffnen. Während dieser Zeit würde Camille auf seinem Bureau und Madame Raquin unten im Laden sein.

Laurent ging darauf ein. Er besaß trotz seiner Faulheit eine Art brutaler Tollkühnheit, die Tollkühnheit eines Mannes, der über kräftige Fäuste verfügt. Er suchte sich einen Vorwand, bekam von seinem Chef einen Urlaub von zwei Stunden, und eilte nach dem Durchgang des Pont-Neuf. Von diesem Tage an spielte Therese eine Rolle in seinem Leben. Er unterwarf sich ihr noch nicht, aber er duldete sie. Er hatte Stunden der Angst, Augenblicke der Klugheit, und alles in allem erschütterte ihn diese Liebschaft recht unangenehm; doch seine Befürchtungen, sein Unbehagen schwand bald, und das Verhältnis ward fortgesetzt.

Zuweilen warf Therese ihre Arme um Laurents Hals, schmiegte sich an seine Brust und sagte mit stockender Stimme:

„O, wenn du wüßtest, wie ich gelitten habe! Ich bin in der warmen Feuchtigkeit eines Krankenzimmers erzogen worden ...

Sie haben mich häßlich gemacht, mein armer Freund, sie haben mir alles gestohlen, was ich besaß, und du kannst mich nicht lieben, wie ich dich liebe!"

Sie weinte, umarmte Laurent und fuhr mit dumpfem Hasse fort:

„Ich wünsche ihnen nichts Böses. Sie haben mich erzogen, haben mich aufgezogen und mich vom Elend gerettet ... Doch ich hätte die Einsamkeit ihrer Gastfreundschaft vorgezogen. Ich empfand ein heftiges Verlangen nach frischer Luft; als ganz kleines Kind träumte ich davon, mit nackten Füßen durch den Staub auf den Wegen herumzulaufen, Almosen zu erbitten und als Zigeunerin zu leben. Man hat mir erzählt, meine Mutter wäre die Tochter eines afrikanischen Häuptlings gewesen; ich habe oft an sie gedacht, ich habe erkannt, daß ich infolge des Blutes und der Naturtriebe zu ihr gehörte; ich hätte sie nie verlassen und stets auf ihrem Rücken hängend, die Sandstrecken durchqueren mögen ... Später habe ich in dem kleinen Hause am Rande des Wassers herrliche Freuden ausgekostet; doch ich war schon verdummt; ich konnte kaum laufen und fiel, wenn ich lief. Dann hat man mich lebendig in dieser Schmutzbaracke begraben."

„Du wirst es nicht glauben," fuhr sie fort, „wie böse sie mich gemacht haben. Eine Heuchlerin und Lügnerin haben sie aus mir gemacht ... Sie haben mich in ihrer spießbürgerlichen Gemütlichkeit erstickt, und ich kann mir gar nicht erklären, daß noch Blut in meinen Adern fließt .... Ich habe die Augen niedergeschlagen, ich habe ebenso wie sie ein düsteres, blödes Gesicht gemacht, und ihr totes Leben geführt. Als du mich sahst, nicht wahr, da machte ich den Eindruck eines stumpfsinnigen Tieres .. Ich war ernst, erdrückt, blöde. Ich hoffte auf nichts mehr und dachte daran, mich eines Tages in die Seine zu werfen ... Doch wie viel zornige Nächte habe ich durchlebt, ehe ich in diesen Stumpfsinn verfiel! .. Dort unten, in Vernon in meinem kalten Zimmer, biß ich in mein Kopfkissen, um mein Geschrei zu verstecken. Zweimal wollte ich entfliehen und immer geradeaus laufen; doch der Mut hat mir gefehlt, denn sie haben aus mir mit ihrem schlaffen Wohlwollen und ihrer widerwärtigen Zärtlichkeit ein gefügiges Tier gemacht. Da habe ich denn gelogen, und immerfort gelogen. Ich bin sanft und schweigsam geblieben und habe davon geträumt, zu schlagen und zu beißen."

Die junge Frau schwieg, dann fuhr sie nach einer Pause fort:

„Warum ich eigentlich eingewilligt habe, Camille zu heiraten, weiß ich nicht. Infolge einer Art verächtlicher Sorglosigkeit habe ich nicht protestiert. Das Kind that mir leid. Wenn ich mit ihm spielte, fühlte ich, wie meine Finger sich in seine Glieder wie in weichen Lehm einbohrten. Ich habe ihn genommen, weil meine Tante ihn mir anbot; doch auch in meinem Manne habe ich den kleinen leidenden Jungen von sechs Jahren wieder-

gefunden. Er war noch ebenso schwach, so kläglich ... Ich sage dir das, damit du nicht eifersüchtig wirst, denn dich ... dich liebe ich; ich habe dich an dem Tage geliebt, da Camille dich in den Laden stieß ... Wie es geschehen ist, weiß ich nicht ... Ich bin stolz und heftig, und weiß nicht, ob ich dich überhaupt liebte; ich glaubte dich eher zu hassen. Dein Anblick empörte mich und erregte mir Schmerz; wenn du da warst, spannten sich meine Nerven zum Zerbrechen, mein Kopf wurde hohl, ich sah rot. O, wie ich gelitten habe! Doch ich suchte dieses Leiden, ich wartete auf dein Erscheinen, ich strich um deinen Stuhl herum, um mich in deinem Atem zu bewegen, um meine Kleider an den deinen zu streifen ... Du erinnerst dich wohl an die Zeit, da du hier maltest ... eine verhängnisvolle Macht führte mich zu dir zurück; ich erkannte wohl, daß ich um Küsse zu betteln schien; ich schämte mich meiner Sklaverei, und fühlte, ich würde zu Boden sinken, wenn du mich nur berührtest ..."

Die junge Frau schien sich in der Kühnheit zu gefallen, und wenn Laurent da war, ging und sprach und bewegte sie sich laut und ungeniert, ohne jemals daran zu denken, Geräusch zu vermeiden.

„Mein Gott!" sagte Laurent manchmal leise zu Therese, „mach doch nicht solchen Skandal. Madame Raquin wird heraufkommen."

„Ach was!" erwiderte sie lachend, „du zitterst stets ... die ist hinter ihrem Ladentisch wie angenagelt; was soll sie denn hier? Sie hätte viel zu große Angst, man könnte sie bestehlen ... Und dann mag sie doch kommen, wenn sie will ... Du wirst dich eben verstecken ... Ich frage nicht so viel nach ihr; denn ich liebe dich ja, Laurent!"

VIII.

Abends im Laden war Laurent vollkommen glücklich. Gewöhnlich kam er aus dem Bureau mit Camille mit. Madame Raquin hatte eine mütterliche Zuneigung zu ihm gefaßt; sie wußte, daß er in Geldverlegenheit war, schlecht aß, und in einer Dachkammer schlief; darum hatte sie ihm ein für alle Mal gesagt, es wäre stets für ihn an ihrem Tische gedeckt. Sie liebte diesen Menschen mit der geschwätzigen Zärtlichkeit, die die alten Weiber für die Leute hegen, die aus ihrer Gegend stammen, und sie wieder an die Vergangenheit erinnern.

Der junge Mann machte von der angebotenen Gastfreundschaft reichlichen Gebrauch. Wenn er das Bureau verließ, machte er mit Camille, bevor sie nach Hause gingen, einen kleinen Spaziergang über die Quais; alle beide hatten von diesem vertraulichen Verkehr ihren Nutzen; sie langweilten sich weniger und unterhielten

sich, während sie so durch die Straßen schlenderten. Dann entschlossen sie sich, die Suppe der Madame Raquin zu essen. Laurent öffnete, als wäre er der Herr, die Thür des Ladens; er setzte sich rittlings auf die Stühle, rauchte und spukte, als wenn er zu Hause wäre.

Die Anwesenheit Theresens brachte ihn nicht in die geringste Verlegenheit. Er behandelte die junge Frau mit freundschaftlicher Gemütlichkeit, scherzte und machte ihr alltägliche Komplimente, ohne daß eine Muskel seines Gesichts sich rührte. Camille lachte, und da seine Frau seinem Freunde nur einsilbig antwortete, so glaubte er steif und fest, sie könnten sich beide nicht leiden. Eines Tages machte er Theresen sogar Vorwürfe wegen ihrer vermeintlichen Kälte Laurent gegenüber.

Laurent hatte eine derartige Befriedigung aller seiner Wünsche nie kennen gelernt. Uebrigens erschien ihm seine Stellung in dieser Familie aber durchaus natürlich. Er duzte Camille ohne Zorn, ohne Gewissensbisse. Er beachtete nicht einmal seine Bewegungen oder seine Worte; so sehr war er seiner Klugheit, seiner Ruhe gewiß; der Egoismus, mit dem er sein Glück genoß, schützte ihn vor jedem Fehler.

Therese war dagegen genötigt, eine Rolle zu spielen, und dank der ausgebildeten Heuchelei, die ihr ihre Erziehung beigebracht hatte, spielte sie dieselbe vorzüglich. Fünfzehn Jahre lang hatte sie gelogen, ihre Wünsche erstickt und einen unerschütterlichen Willen gezeigt, um düster und schläfrig zu erscheinen. Es machte ihr wenig Mühe, diese Totenmaske, die ihr Gesicht erstarren ließ, über ihr Fleisch zu ziehen. Wenn Laurent eintrat, fand er sie ernst, verdrossen, unzugänglich. Uebrigens übertrieb sie ihre Nuancen nicht, sie spielte ihre frühere Persönlichkeit, ohne durch größere Schroffheit Verdacht zu erregen.

Zeitweise stieg ihr ein heißes Verlangen zu Kopfe; und eine so gute Komödiantin sie auch war, sie konnte sich nicht enthalten, zu singen, wenn Laurent nicht da war und sie nicht zu fürchten brauchte, sich zu verraten. Diese plötzlichen Heiterkeitsanfälle entzückten Madame Raquin, die ihrer Nichte den Vorwurf machte, sie sei zu ernst. Die junge Frau kaufte Blumentöpfe, und schmückte damit das Fenster ihres Zimmers; dann ließ sie dieses Zimmer neu tapezieren und wollte einen Teppich, Vorhänge und Nußbaummöbel haben. Dieser ganze Luxus war für Laurent bestimmt.

Die Abende waren schön und ruhig. In der Abendstille, in dem wohligen, durchsichtigen Schatten vernahm man freundschaftliche Worte. Man rückte nach dem Dessert am Tische zusammen und unterhielt sich von den tausend Kleinigkeiten des Tages, den Erinnerungen des vorigen und den Hoffnungen, die man auf den kommenden gesetzt. Camille liebte Laurent, so weit er als eingefleischter Selbstsüchtler lieben konnte, und Laurent schien ihm

in derselben Weise zugethan zu sein; es fand zwischen ihnen ein Austausch freundschaftlicher Phrasen, diensteifriger Gesten, zuvorkommender Blicke statt. Madame Raquin übertrug mit ihrem ruhigen Gesicht den ihr innewohnenden Frieden auf die Kinder und durchtränkte damit die Luft, die sie einatmeten. Man hätte sie für eine Vereinigung alter Freunde halten können, die sich bis ins tiefste Herz hinein kannten, und im Vertrauen auf ihre Freundschaft einschlummerten.

Therese saß unbeweglich, friedlich da wie die andern und betrachtete diese lächelnden Schlafmützen, diese philisterhaften Freuden. Im tiefsten Grunde ihres Herzens stieß sie ein wildes Lachen aus, ihr ganzes Wesen höhnte und grinste, während ihr Gesicht seine starre Kälte beibehielt. Diese ganze Komödie bildete einen gräßlichen Kontrast zu ihrem sonstigen Verhalten.

Am Donnerstag war der Abend lebhafter. Laurent, der sich an diesem Tage zum Sterben langweilte, hielt es doch für seine Pflicht, keine der Versammlungen zu versäumen; er wollte aus Gründen der Klugheit von Camilles Freunden gekannt und geachtet werden. Er mußte das Geschwätz Grivets und des alten Michaud anhören; Michaud erzählte stets dieselben Mord- und Diebstahlsgeschichten; Grivet sprach gleichzeitig von seinen Untergebenen, seinen Vorgesetzten, seiner Verwaltung. Der junge Mann flüchtete sich zu Olivier und Susanne, die ihm weniger stumpfsinnig erschienen. Uebrigens beeilte er sich auch stets, das Dominospiel zu verlangen.

Acht Monate dauerte dieses aufregende und dabei doch ruhige Leben. Die Liebenden lebten in vollkommenem Glück; Therese langweilte sich nicht mehr, wünschte nichts mehr; Laurent, der verhätschelt und dabei gehörig dick wurde, hatte nur die eine Befürchtung, dieses schöne Leben könne ein Ende nehmen.

IX.

Eines Nachmittags, als Laurent sein Bureau verlassen wollte, um zu Therese zu eilen, die ihn erwartete, ließ ihn sein Vorgesetzter rufen und teilte ihm mit, daß er ihm in Zukunft verbiete, sich zu entfernen. Er hätte die Erlaubnis mißbraucht, die Verwaltung wäre entschlossen, ihn zu entlassen, wenn er noch ein einziges Mal fortginge.

Auf seinem Stuhle festgenagelt, saß er bis zum Abend in dumpfer Verzweiflung da. Er mußte sich seinen Lebensunterhalt verdienen und durfte sich nicht vor die Thür setzen lassen. Abends war das verdrossene Gesicht Theresens eine Qual für ihn. Er wußte nicht, wie er ihr seine Wortbrüchigkeit erklären sollte. Während Camille den Laden schloß, näherte er sich schnell der jungen Frau und sagte zu ihr mit leiser Stimme:

„Wir können uns nicht mehr sehen. Mein Chef verweigert mir jede neue Erlaubnis zum Ausgehen.“

Camille kam zurück. Laurent mußte sich verabschieden, ohne weitere Erklärungen abzugeben und Therese unter dem Eindruck dieser brutalen Mitteilung zurücklassen. Am folgenden Donnerstag sprach sie eine Minute länger mit Laurent. Ihre Angst war um so größer, als sie nicht wußte, wo sie sich treffen sollten, um sich zu beraten und zu verständigen. Die junge Frau gab ihm ein neues Stelldichein und zum zweitenmale hielt er ihr sein Wort nicht. Von nun hatte sie nur noch eine fixe Idee, ihn um jeden Preis zu sehen.

Seit vierzehn Tagen konnte Laurent nicht mehr mit Theresen zusammenkommen, und nun fühlte er, wie notwendig ihm diese Frau geworden war. Vor einem Jahre hätte er noch laut gelacht, hätte man ihm gesagt, er würde in dem Maße der Sklave einer Frau werden, daß er ihr sogar seine Bequemlichkeit und Ruhe opferte. In dieser Stunde fürchtete er, die Klugheit zu vergessen, er wagte nicht, abends in den Durchgang des Pont-Neuf zu kommen, denn er fürchtete, eine Thorheit zu begehen.

Sicherlich hätte er auch eine Dummheit angestellt, hätte er nicht einen Brief von Therese erhalten, der ihn ersuchte, am nächsten Tage zu Hause zu bleiben. Sie versprach, ihn gegen acht Uhr abends aufzusuchen.

Als er aus dem Bureau kam, machte er sich von Camille los, indem er sagte, er wäre müde und würde sich gleich zu Bett legen. Therese spielte nach dem Diner ebenfalls ihre Rolle; sie sprach von einer Kundin, die ausgezogen war, ohne zu bezahlen; sie spielte die hartherzige Gläubigerin, und erklärte, sie wolle sich ihr Geld einkassieren. Die Kundin wohnte in Batignolles. Madame Raquin und Camille fanden den Weg lang und den Schritt gewagt; übrigens wunderten sie sich nicht und ließen Therese ruhig ziehen.

Die junge Frau lief nach dem Port-aux-Vins, huschte über das glatte Pflaster, und rannte die Passanten an, denn sie hatte Eile, ans Ziel zu kommen. Feuchte Düfte schlugen ihr ins Gesicht, ihre Hände brannten. Man hätte sie für betrunken halten können. Schnell betrat sie die Treppe des Hotel garni. Im sechsten Stockwerk bemerkte sie atemlos, mit starren Augen, Laurent, der, über die Rampe gelehnt, sie erwartete.

Sie trat in die Dachkammer. Ihre weiten Röcke hatten keinen Platz darin, so eng war der Raum. Sie riß mit einer Hand ihren Hut ab und lehnte sich halb ohnmächtig gegen das Bett.

Das weitgeöffnete Fenster ließ die Abendfrische in den brennend heißen Raum. Die Liebenden blieben lange in dem Zimmer. Plötzlich hörte Therese die Uhr der Pitié-Kirche die zehnte Stunde schlagen. Sie ergriff ihren Hut, knüpfte die

Bänder zusammen und setzte sich, indem sie mit langsamer Stimme sagte:

„Ich muß fort!"

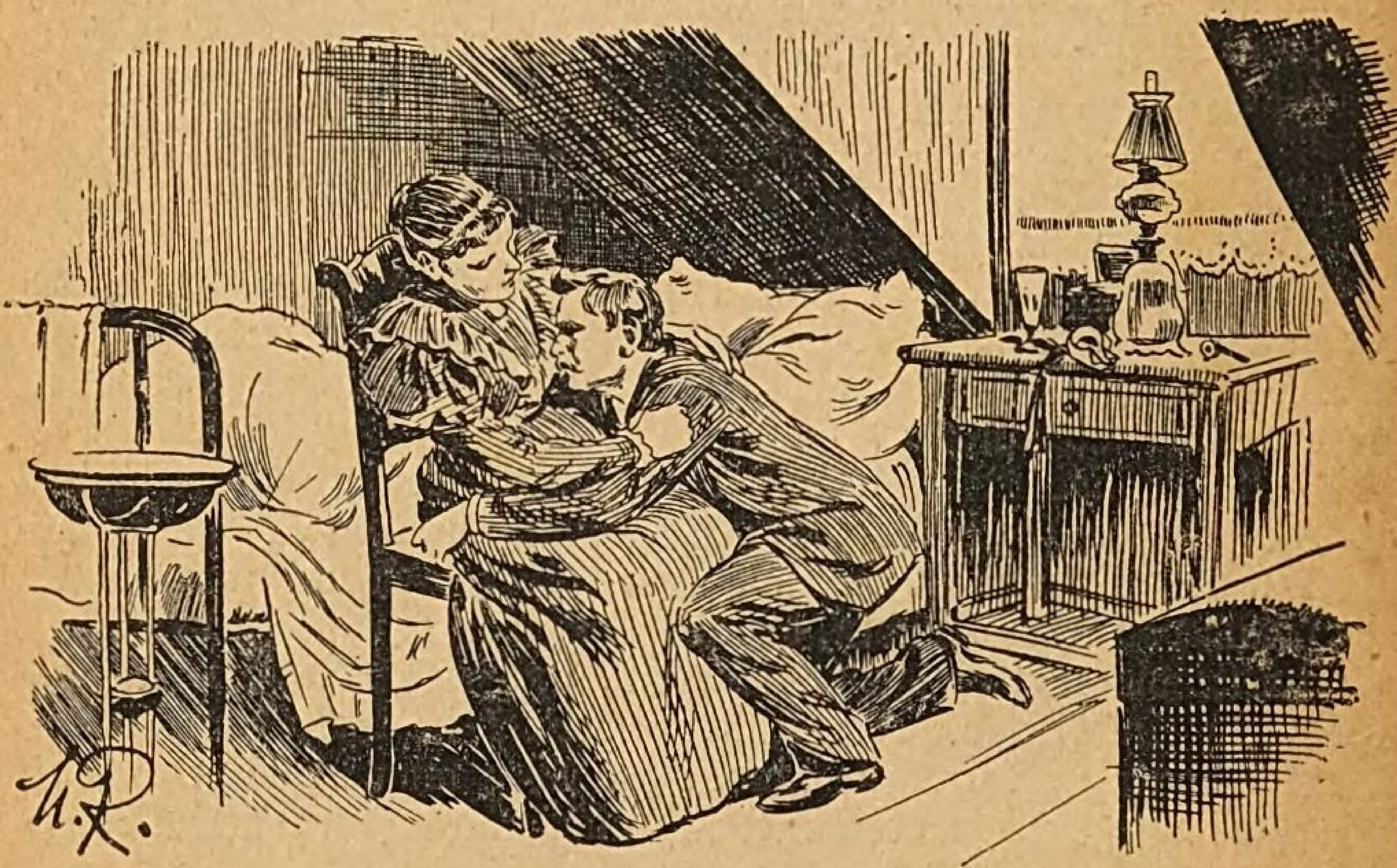
Laurent war vor ihr niedergekniet und ergriff ihre Hände.

„Auf Wiedersehen," fuhr sie fort, ohne sich zu rühren.

„Nein, nicht auf Wiedersehen," rief er, „das ist zu unbestimmt ... An welchem Tage wirst du wiederkommen?"

Sie sah ihm ins Gesicht und sagte:

„Du willst Offenheit? Nun gut; ich glaube, ich werde gar nicht mehr wiederkommen ... Ich habe keinen Vorwand und kann keinen erfinden."



„Dann müssen wir uns also Lebewohl sagen."

„Nein, das will ich nicht."

Sie sprach diese Worte mit Zorn und Entsetzen; dann fügte sie in sanfterem Tone hinzu, ohne zu wissen, was sie sprach und ohne ihren Stuhl zu verlassen:

„Ich will gehen!"

Laurent grübelte. Er dachte an Camille.

„Ich zürne ihm ja nicht," sagte er endlich, ohne ihn zu nennen; „aber er ist uns wirklich allzusehr im Wege ... Könntest du uns nicht von ihm befreien, ihn irgendwohin, recht weit fort, auf die Reise schicken?"

„Ach ja, ihn auf Reisen schicken!" versetzte die junge Frau mit dem Kopfe schüttelnd. „Du glaubst, ein Mensch wie er läßt

sich bereit finden, auf Reisen zu gehen ... Es giebt nur eine Reise, von der man nicht wiederkehrt ... Doch er wird uns alle zu Grabe tragen ... Diese Leute, die scheinbar keinen Atem haben, sterben nie ..."

Es trat eine Pause ein, Laurent rutschte auf den Knieen näherte, schmiegte sich an Therese und lehnte seinen Kopf an ihre Schulter.

„Ich habe einen Traum gehabt," sagte er ... „Ich möchte dein Gatte werden ... Begreifst du?"

„Ja, ich begreife," versetzte Therese zitternd und beugte sich schnell über Laurents Gesicht, das sie mit Küssen bedeckte. Sie schluchzte und sprach unter Thränen abgerissene Worte.

„Sprich nicht solche Dinge," sagte sie, „denn ich hätte nicht mehr die Kraft, dich zu verlassen ... Gieb mir lieber Kraft und Mut; sag' mir, daß wir uns wiedersehen werden ... Bedarfst du nicht meiner und werden wir nicht eines Tages das Mittel finden, vereint zu leben?"

„Dann komm' also wieder, komm' morgen wieder," antwortete ihr Laurent mit zitternder Stimme.

„Aber ich kann ja nicht wiederkommen ... Ich habe es dir gesagt, ich habe keinen Vorwand ..."

Sie rang die Hände und fuhr fort:

„O, der Skandal flößt mir keine Furcht ein ... Deinetwegen zittere ich; ich will dein Leben nicht stören und möchte dir gern ein glückliches Dasein bereiten."

Die Klugheitsinstinkte des jungen Mannes erwachten aufs neue, und er meinte:

„Du hast recht, wir dürfen nicht wie die Kinder handeln. Ach, wenn dein Mann stürbe ..."

„Wenn mein Mann stürbe ....," wiederholte Therese langsam.

„Dann würden wir uns verheiraten, würden nichts mehr fürchten, und in Ruhe unserer Liebe leben .... Welch' schönes, sanftes Leben würden wir führen!"

Die junge Frau hatte sich aufgerichtet. Mit blassen Wangen und düsteren Augen betrachtete sie ihren Geliebten; ein heftiges Zittern bewegte ihre Lippen.

„Die Leute sterben manchmal," murmelte sie endlich. „Doch es ist gefährlich für die, die am Leben bleiben."

Laurent gab keine Antwort.

„Weißt du," fuhr sie fort, „alle bekannten Mittel sind schlecht."

„Du hast mich nicht verstanden," sagte er friedlich. „Ich bin kein Dummkopf, ich will dich in Ruhe lieben ... Ich dachte daran, daß alle Tage Unfälle passieren, daß der Fuß ausgleiten, daß ein Ziegelstein herabfallen kann ... Du begreifst? Im letzteren Falle ist nur der Wind schuld."

Er sprach mit seltsamer Stimme, lächelte und fuhr in schmeichlerischem Tone fort:

„Sei unbesorgt, wir werden glücklich leben ... Da du nicht kommen kannst, so werde ich das alles schon einzurichten suchen ... Wenn wir uns mehrere Monate nicht sehen sollten, so vergiß nicht und denke daran, daß ich an unserem Glück arbeite.“

Er schloß Therese, die die Thür zum Fortgehen öffnete, in seine Arme.

„Du gehörst mir,“ sprach er, „nicht wahr?“

„Ja,“ rief die junge Frau; „thu mit mir, was du willst.“

Sie blieben einen Augenblick stumm; dann riß sich Therese heftig los, verließ, ohne auch den Kopf zu wenden, die Dachkammer und eilte die Treppe hinunter. Laurent lauschte auf das Geräusch ihrer Schritte, die sich entfernten.

Als er nichts mehr hörte, kehrte er in sein Zimmer zurück und legte sich zur Ruhe. Bis zum Tagesanbruch spukte derselbe Gedanke in seinem Hirne. Vor Theresens Erscheinen hatte er nicht an Camilles Ermordung gedacht; er hatte, von den Thatsachen getrieben, von dem Gedanken, er würde Therese nicht wiedersehen, außer sich gebracht, von dem Tode dieses Mannes gesprochen. So enthüllte sich ein neuer Zug seiner Natur; er hatte angefangen, an den Mord zu denken.

Jetzt war er ruhiger geworden und studierte sozusagen im Dunkel der Nacht den Mord. Der Gedanke an den Tod kehrte mit unwiderstehlicher Gewalt beständig wieder. Von Schlaflosigkeit erschöpft, baute er Hindernisse auf, berechnete die etwaigen Fehlschläge und zog die Vorteile in Betracht, die ihm daraus entwachsen würden, wenn er zum Mörder wurde.

Alle seine Interessen trieben ihn zum Verbrechen. Er sagte sich, daß sein Vater, der Bauer in Jeufosse, sich nicht zu sterben entschließen würde; er müßte vielleicht noch zehn Jahre Beamter bleiben, in den Kneipen essen, und allein in einer Dachkammer leben. Dieser Gedanke brachte ihn in Verzweiflung. War Camille dagegen tot, so heiratete er Therese, beerbte Madame Raquin, gab seine Entlassung und bummelte im Sonnenschein umher. Nun gefiel er sich darin, an dieses Faullenzen zu denken; er sah sich bereits als Nichtsthuer, essend und schlafend, wie er geduldig auf den Tod seines Vaters wartete. Und wenn die Wirklichkeit sich in seinen Traum drängte, dann stieß er sich gegen Camille und preßte die Fäuste zusammen, als wolle er ihn zu Boden schlagen.

Laurent begehrte Therese; und wenn er den Gatten nicht verschwinden ließ, so entging ihm die Frau. Sie hatte es gesagt, daß sie nicht wiederkommen konnte. Er hätte sie gern entführt und irgend wohin gebracht, doch dann wären sie alle beide vor Hunger gestorben. Er wagte weniger, wenn er den Gatten tötete; er erregte keinen Skandal und stieß nur einen Mann fort, um sich an seine Stelle zu setzen. In seiner rohen Bauern-

logik fand er dieses Mittel vortrefflich und natürlich. Seine angeborene Klugheit riet ihm sogar zu diesem schnellen Ausweg, und er fragte sich, wie er Camille wohl töten könnte. Doch er fand nichts. Wie er vorhin zu Theresen gesagt, war er kein Kind, kein Dummkopf, und wollte weder vom Gift, noch vom Dolch etwas wissen. Ein tückisches Verbrechen mußte es sein, das sich ohne Gefahr vollbringen ließ, eine Art unheimliche Unterdrückung, ohne Geschrei, ohne Furcht, ein einfaches Verschwinden. Die Leidenschaft mochte ihn noch so sehr schütteln und vorwärts treiben; sein ganzes Wesen verlangte gebieterisch ein kluges Vorgehen. Er war zu feig, um seine Ruhe aufs Spiel zu setzen. Er tötete ja eben, um glücklich und in Frieden leben zu können.

Nach und nach befiel ihn der Schlummer, und Laurent ließ sich zerschlagen, doch beruhigt von einer Art sanfter, unbestimmbarer Schlaffheit einlullen. Bevor er einschlief, beschloß er eine günstige Gelegenheit abzuwarten, und sein Gedanke, der immer unklarer und unklarer wurde, wiegte ihn ein, indem er vor sich hinmurmelte: „Ich werde ihn töten; ich werde ihn töten.“ Fünf Minuten lag er in tiefstem Schlummer und atmete mit ungestörter Regelmäßigkeit.

Therese war um elf Uhr nach Hause zurückgekehrt. Mit brennendem Kopfe und wirren Gedanken kam sie in den Durchgang Pont-Neuf, ohne sich darüber klar geworden zu sein, welchen Weg sie zurückgelegt. Es war ihr, als käme sie von Laurent, so summten ihr die Worte noch in den Ohren, die sie eben gehört. Sie fand Camille und Madame Raquin unruhig und besorgt; trocken und abgerissen antwortete sie auf ihre Fragen und erklärte, sie hätte sich den Weg umsonst gemacht, und über eine Stunde auf den Omnibus warten müssen.

X.

Fast drei Wochen vergingen, Laurent kam alle Abend in den Laden; er schien müde, gleichsam krank; ein leichter, bläulicher Ring umgab seine Augen, seine Lippen zitterten und zogen sich zusammen. Uebrigens hatte er noch immer seine plumpe Ruhe; er sah Camille offen ins Gesicht und bezeugte ihm dieselbe offene Freundschaft. Madame Raquin verzog den Freund des Hauses noch mehr, seit sie sah, daß eine Art dumpfes Fieber ihn quäle.

Therese hatte wieder ihre stumme und verdrossene Miene angenommen. Sie war regloser, undurchdringlicher, ruhiger als je. Es machte den Eindruck, als existiere Laurent nicht mehr für sie; sie sah ihn kaum an, richtete selten das Wort an ihn und behandelte ihn mit vollkommener Gleichgiltigkeit. Madame

Raquin, deren gutes Herz ein solches Benehmen nicht verstand, sagte manchmal zu dem jungen Manne: „Achten Sie nicht auf die Kälte meiner Nichte; ich kenne sie; ihr Gesicht scheint kalt zu sein, doch ihr Herz glüht von Zärtlichkeit und Ergebenheit."

Eines Donnerstags abends unterhielten sich die Gäste der Familie Raquin erst ein Weilchen wie gewöhnlich, ehe sie sich zum Spiel setzten. Einer der Hauptgegenstände der Unterhaltung war der, mit dem alten Michaud über seine früheren Funktionen zu sprechen und ihn nach den seltsamen und unheimlichen Abenteuern auszufragen, mit denen er zu thun gehabt hatte. Dann lauschten Grivet und Camille auf die Geschichte des Polizeikommissärs mit dem erschreckten und blöden Gesicht kleiner Kinder, die „Blaubart" und den „kleinen Däumling" hören. Das erschreckte sie und machte ihnen Spaß.

An jenem Tage fügte Michaud, der eben einen schrecklichen Mord erzählt, dessen Einzelheiten seinen Zuhörern Entsetzen erregt, kopfschüttelnd hinzu:

„Und man erfährt nicht einmal alles ... Wie viele Verbrechen bleiben unentdeckt! Wie viele Mörder entgehen der irdischen Gerechtigkeit!"

„Wie!" sagte Grivet erstaunt, „Sie glauben, es laufen solche Kanaillen auf der Straße herum, die gemordet haben, und die man nicht verhaftet?"

Olivier begann mit verächtlicher Miene zu lächeln und erwiderte mit seiner schneidenden Stimme:

„Verehrter Herr, wenn man sie nicht verhaftet, so kommt das daher, weil man nicht weiß, daß sie gemordet haben."

Dieses Argument schien Grivet nicht zu überzeugen. Camille kam ihm zu Hilfe und sagte mit dummer Wichtigthuerei:

„Ich bin der Ansicht des Herrn Grivet ... Ich muß wohl glauben, daß die Polizei gut eingerichtet ist, und darum glaube ich auch nicht, daß ich jemals auf der Straße mit einem Mörder zusammentreffen werde."

Olivier sah in diesen Worten einen persönlichen Angriff und versetzte in ärgerlichem Tone:

„Gewiß ist die Polizei gut und tüchtig; aber das Unmögliche können wir auch nicht vollbringen ... Es giebt Verbrecher, die beim Teufel zur Schule gegangen sind; die würden selbst Gott entwischen ... Nicht wahr, Vater?"

„Ja, ja," stimmte der alte Michaud bei ... „Da ermordete man zum Beispiel, als ich in Vernon war — Sie erinnern sich der Sache vielleicht noch, Madame Raquin — einen Fuhrmann auf der Landstraße. Der Leichnam wurde, in Stücke geschnitten, in einem Graben gefunden. Den Schuldigen hat man nie entdecken können; er lebt vielleicht heute noch; vielleicht ist er unser Nachbar, und vielleicht wird ihm Herr Grivet auf dem Heimwege begegnen."

Herr Grivet wurde kreideweiß. Er wagte nicht, den Kopf zu wenden, denn er glaubte, der Mörder des Fuhrmanns stände hinter ihm.

„Ach nein," stotterte er, ohne recht zu wissen, was er that; „ach nein, das möchte ich doch nicht glauben ... Uebrigens kenne ich auch eine Geschichte: Es war einmal eine Magd; die wurde ins Gefängnis geworfen, weil sie ihrer Herrschaft ein silbernes Besteck gestohlen hatte. Zwei Monate später, als man einen Baum fällte, fand man das Besteck in einem Elsterneft. Eine Elster war die Diebin. Die Magd wurde freigelassen. Sie sehen also, die Verbrecher werden immer bestraft."

Grivet triumphierte. Olivier grinste und rief:

„Also hat man die Elster wohl auch ins Gefängnis gebracht."

„Das hat Herr Grivet nicht sagen wollen," warf Camille ein, der sich ärgerte, daß man seinen Vorgesetzten lächerlich machte ... „Mutter, gieb uns das Dominospiel."

Während Madame Raquin den Kasten holte, fuhr der junge Mann fort, sich an Michaud wendend:

„Sie gestehen also ein, daß die Polizei ohnmächtig ist? Es giebt Mörder, die im hellen Sonnenschein spazieren gehen?"

„Unglücklicherweise, ja," erwiderte der Kommissär.

„Das ist unmoralisch," erklärte Grivet.

Während dieser Unterhaltung waren Laurent und Therese stumm geblieben. Sie hatten über Grivets Dummheit nicht einmal gelächelt. Die Ellenbogen auf den Tisch gelehnt, hörten sie mit blassen Gesichtern und stieren Augen zu. Einen Augenblick waren sich ihre Blicke begegnet. Kleine Schweißtropfen perlten an Thereses Haarwurzeln, während ein kalter Schauer Laurent überlief.

XI.

Wenn es Sonntags schönes Wetter war, zwang Camille Therese zuweilen, mit ihm auszugehen und einen Spaziergang nach den Champs-Elysées zu machen. Die junge Frau wäre lieber in dem feuchten Schatten des Ladens geblieben; sie langweilte sich am Arme ihres Gatten, der sie über die Trottoirs schleppte, vor den Läden stehen blieb und dabei die erstaunten Betrachtungen und Bemerkungen eines echten Dummkopfs zum Besten gab. Doch Camille setzte seinen Willen durch; es machte ihm Spaß, seine Frau zu zeigen; wenn er einen seiner Kollegen, besonders einen seiner Vorgesetzten traf, war er ganz stolz darauf, in Begleitung von Madame einen Gruß mit ihm zu wechseln. Uebrigens ging er, um eben zu gehen, fast ohne zu sprechen; steif und tölpelhaft nahm er sich in seinen Sonntagskleidern aus und schleppte in stumpfsinniger Eitelkeit die Füße nach. Therese that es weh, einen solchen Mann am Arm zu haben.

An den Tagen, da man Spaziergänge machte, begleitete Madame Raquin ihre Kinder bis zum Ende des Durchgangs. Sie umarmte sie, als wenn sie eine Reise anträten, ließ ihnen endlose Ermahnungen angedeihen und richtete dringende Bitten an sie.

„Vor allem,“ sagte sie zu ihnen, „nehmt euch vor Unfällen in acht! ... Es giebt soviel Wagen in Paris! ... Ihr versprecht mir, nicht ins Gedränge zu gehen ...“

Endlich ließ sie sie fortgehen, folgte ihnen aber noch lange Zeit mit den Augen. Dann kehrte sie in den Laden zurück. Die Beine wurden ihr schwer und untersagten ihr jeden langen Weg.

Zu andern Malen, aber seltener, ging das Ehepaar nach der Umgegend von Paris, nach Saint-Ouén oder nach Asnières, wo sie in einem Restaurant am Ufer der Seine eine Kleinigkeit zu sich nahmen. Das waren die Tage der großen Verschwendung, von denen man schon einen Monat im voraus sprach. Therese ging lieber, fast sogar freudig auf diese Ausflüge ein, bei denen sie sich bis zehn, elf Uhr in der freien Luft bewegen konnte. Saint-Ouén mit seinen grünen Inseln erinnerte sie an Vernon; sie fühlte hier all die wilde Freundschaft wieder erwachen, die sie als junges Mädchen für die Seine empfunden hatte. Sie setzte sich auf die Stufen, tauchte ihre Hände in den Fluß und fühlte, wie sie in der Sonnenglut, die von dem frischen Hauch des Windes gemildert wurde, wieder auflebte. Während sie sich an den Kieselsteinen ihr Kleid zerriß oder auf der festen Erde schmutzig machte, breitete Camille fein säuberlich sein Taschentuch aus und kauerte sich mit unendlicher Vorsicht neben ihr nieder. In der letzten Zeit nahm das junge Paar Laurent fast immer mit, der den Ausflug durch sein Lachen und seine Bauernstärke würzte.

Eines Sonntags brachen Camille, Therese und Laurent gegen elf Uhr nach dem Frühstück nach Saint-Ouén auf. Der Ausflug war seit langer Zeit geplant und sollte der letzte in dieser Jahreszeit sein. Der Herbst rückte heran, und kalte Winde ließen bereits abends die Luft erzittern.

An diesem Morgen zeigte der Himmel noch seine ganze ungetrübte Bläue. Es war heiß in der Sonne, und auch im Schatten war es behaglich warm. Man beschloß, die letzten Strahlen zu benutzen.

Die drei Ausflügler nahmen einen Fiaker, von den Ermahnungen und besorgten Vorhaltungen der alten Frau begleitet. Sie fuhren durch Paris und verließen den Wagen bei den Befestigungswerken; dann erreichten sie Saint-Ouén, indem sie die Chaussee entlang gingen. Es war Mittagszeit. Die von der Sonne hellbeschienene, mit Staub bedeckte Landstraße zeigte die blendende Weiße des Schnees. Die Luft war glühend, scharf und dick. Therese ging am Arme Camilles mit kleinen Schritten und versteckte sich unter ihrem Sonnenschirm, während ihr Gatte sich mit einem ungeheuren Taschentuch das Gesicht fächelte. Hinter

ihnen kam Laurent, dem die Sonnenstrahlen den Hals verbrannten, ohne daß er es zu merken schien.

Als sie nach Saint-Guén kamen, suchten sie schnell ein Baumdickicht, einen im Schatten liegenden grünen Rasenteppich auf. Hier befanden sie sich in der Wüste, in einem melancholischen Höhlenloch, in einer schmalen, stillen und frischen Lichtung. Dicht um sie her hörten sie die Seine vorüberbrausen.

Camille hatte ein trockenes Plätzchen gewählt und sich gesetzt, indem er die Schöße seines Rockes hochhob. Therese hatte sich mit lautem Geräusch zerknitterter Röcke auf die Blätter geworfen und verschwand zur Hälfte in den Falten ihres Kleides. Laurent lag, das Kinn in der Erde, glatt auf dem Bauche und hörte auf seinen Freund, der auf die Regierung schimpfte und erklärte, man müßte alle Inseln der Seine in englische Gärten verwandeln, mit Bänken, sandbestreuten Alleen, gestutzten Bäumen, ganz nach Art der Tuilerien.

Sie blieben fast drei Stunden in der Lichtung und warteten, bis die Sonne weniger heiß schien, um vor dem Diner noch etwas über die Felder zu streifen. Camille sprach von seinem Bureau und erzählte alberne Geschichten; dann ließ er sich ermüdet nach hinten überfallen und schlief ein, nachdem er seinen Hut über die Augen gezogen. Therese hielt schon seit langer Zeit die Augen geschlossen und that, als wenn sie schliefe.

Laurent erhob sich nun und lehnte sich gegen einen Baum. Da sah er, wie die junge Frau mit großen, weit geöffneten, blitzenden Augen in die Luft starrte. Ihr zwischen den erhobenen Armen ruhendes Gesicht zeigte eine matte Blässe, eine erstarrende Kälte. Therese dachte nach. Ihre starren Augen erschienen wie ein düsterer Abgrund, in dem sie nur Nacht sah. Sie rührte sich nicht und wandte auch nicht ihre Blicke auf Laurent, der hinter ihr stand.

Etwas weiter entfernt schlief Camille. Das arme Wesen, dessen entkräfteter Körper seine Magerkeit hervortreten ließ, schnarchte leise; unter dem Hut, der sein Gesicht zur Hälfte bedeckte, bemerkte man seinen offenen vom Schlaf verzerrten Mund, der eine blöde Grimasse schnitt; kleine, rötliche Haare, die spärlich auf seinem schmalen Kinn gesät waren, verliehen seinem Fleisch ein schmutziges Gelb, und da er seinen Kopf nach hinten zurückgeworfen hatte, so sah man seinen magern, runzeligen Hals, in dessen Mitte der hervortretende Gurgelknoten bei jedem Schnarchen sich hob. Camille machte, wie er so dalag, einen widerwärtigen und gemeinen Eindruck.

Laurent, der ihn ansah, hob mit heftiger Bewegung den Stiefel. Er wollte ihm mit einem Schlage den Kopf zerschmettern.

Therese unterdrückte einen Schrei. Sie erblaßte und schloß die Augen. Schnell wandte sie den Kopf ab, als wolle sie die Blutspritzen vermeiden.

Einige Sekunden blieb Laurent mit dem Fuße in der Luft über dem schlafenden Camille stehen. Dann zog er langsam das Bein zurück und entfernte sich einige Schritte. Er hatte sich gesagt, das wäre der Mord eines Dummkopfes. Dieser zerschmetterte Kopf hätte ihm die ganze Polizei auf den Hals gehetzt. Er wollte Camille einzig und allein darum aus dem Wege schaffen, um Therese zu heiraten, er wollte nach dem Verbrechen in Gemütsruhe leben, wie der Mörder des Fuhrmanns, dessen Geschichte der alte Michaud erzählt hatte.

Er ging bis an den Rand des Wassers und sah dem dahinfließenden Wasser mit stumpfsinniger Miene nach. Dann kehrte er schnell in das Dickicht zurück; er hatte eben einen Plan entworfen und einen für ihn gefahrlosen und bequemen Mord gefunden.

Nun weckte er den Schläfer, indem er ihm mit einem Strohhalm die Nase kitzelte. Camille nieste, erhob sich und fand den Scherz ausgezeichnet. Er liebte Laurent wegen seiner Späße, die ihn zum Lachen reizten. Dann rüttelte er seine Frau, die die Augen geschlossen hielt, und die drei Ausflügler verließen die Lichtung, indem sie die kleinen vor ihnen an der Erde liegenden Zweige zertraten.

Sie verließen die Inseln und betraten die Wege und Alleen, in denen sich sonntäglich gekleidete Gruppen drängten. Jeder Weg schien eine lärmende, volkreiche Straße zu sein. Nur die Sonne behielt ihre heitere Ruhe; sie senkte sich zum Horizont und warf riesige Streifen weißlicher Helle auf die geröteten Bäume und auf die weißen Wege. Eine durchdringende Frische begann von dem zitternden Himmel herniederzusinken.

Camille reichte Theresen nicht mehr den Arm; er unterhielt sich mit Laurent und lachte über die Scherze und Kraftkunststücke seines Freundes, der über Gräben sprang und mit großen Steinen warf. Die junge Frau, die auf der anderen Seite des Weges schritt, eilte manchmal vor, und bückte sich zuweilen, um ein Gras auszureißen. Wenn sie zurückgeblieben war, blieb sie stehen und betrachtete aus der Ferne ihren Geliebten und ihren Gatten.

„Na! hast du keinen Hunger?" rief ihr Camille zu.

„Doch!" erwiderte sie.

„Na, dann vorwärts!"

Therese hatte keinen Hunger; sie war nur müde und unruhig. Sie kannte Laurents Pläne nicht, und die Beine brachen ihr vor Angst zusammen.

Die drei Ausflügler kehrten zum Wasser zurück und suchten ein Restaurant. Sie ließen sich auf einer Art Bretterterrasse, in einer nach Fett und Wein duftenden Kneipe nieder. In dem Hause herrschte lautes Geschrei, man vernahm Gesang und das Klappern von Geschirr; in jedem Kabinett, in jedem Salon be-

fanden sich Gesellschaften, die laut sprachen, und dieser ganze Lärm hallte durch die dünnen Bretterwände wieder.

„Na!“ rief Laurent nach einer Weile, indem er sich über das Treppengeländer beugte; „wie steht's denn mit dem Essen, Kellner?“

Dann besann er sich aber eines anderen und sagte:

„Hör' mal, Camille, wie wär's, wenn wir vor dem Essen noch eine Kahnfahrt machten .... Die Leute hätten dann Zeit, unser Huhn braten zu lassen. Es wäre doch langweilig, eine Stunde darauf warten zu müssen.“

„Wie du willst,“ versetzte Camille nachlässig. „Aber Therese hat Hunger.“

„Nein, nein, ich kann warten,“ beeilte sich die junge Frau zu erklären, die Laurent mit starren Augen ansah.

Sie gingen alle drei hinunter. Als sie an dem Büffet vorüberkamen, bestellten sie einen Tisch, gaben das Menu auf und erklärten, sie würden in einer Stunde wieder zurück sein. Da der Wirt auch Boote vermietete, so baten sie ihn, eins loszubinden. Laurent wählte eine winzige Barke, über deren Leichtigkeit Camille erschrak.

„Donnerwetter,“ sagte er, „darin kann man sich ja knapp bewegen. Aus dem Ding kann man hübsch ins Wasser plumpsen.“

Die Wahrheit war, daß der Beamte eine schreckliche Furcht vor dem Wasser hatte. In Vernon erlaubte ihm sein kränklicher Zustand nicht, als er noch Kind war, in der Seine zu baden, während seine Schulkameraden sich mutig in den Fluß stürzten; schlief er zwischen zwei warmen Decken. Laurent war ein unerschrockener Ruderer, ein unermüdlicher Schwimmer geworden; Camille hatte jenes Entsetzen beibehalten, das die Kinder und die Weiber vor dem tiefen Wasser haben. Er stieß mit dem Fuß an die Spitze des Bootes, als wolle er sich von seiner Festigkeit überzeugen.

„Nun, steig' doch ein,“ rief ihm Laurent lachend zu; „du zitterst immer.“

Camille stieg über Bord und setzte sich taumelnd an das hintere Ende. Als er Bretter unter sich fühlte, wurde er ruhiger und scherzte, um seinen Mut zu zeigen.

Therese war ernst und unbeweglich neben ihrem Geliebten, der das Ruder hielt, am Ufer stehen geblieben. Er bückte sich und flüsterte ihr blitzesschnell mit leiser Stimme zu:

„Nimm dich in acht ... .ich werde ihn ins Wasser werfen ... gehorche mir ... ich stehe für alles.“

Die junge Frau wurde schrecklich blaß und blieb wie an den Boden genagelt stehen.

„Steig doch in die Barke,“ flüsterte ihr Laurent wieder zu.

Sie rührte sich nicht. Ein schrecklicher Kampf spielte sich

in ihr ab. Sie spannte ihre ganze Willenskraft an, denn sie hatte Furcht, in Schluchzen auszubrechen und zu Boden zu sinken.

„Haha," rief Camille... „Laurent, sieh dir doch Theresen an ... Sie hat Furcht! ... Ob sie wohl einsteigen wird?"

Er hatte sich auf der Bank des Hinterteils ausgestreckt, stemmte die beiden Ellenbogen gegen den Rand des Bootes und schaukelte sich prahlerisch. Therese warf ihm einen seltsamen Blick zu; der Hohn dieses armseligen Menschen traf sie wie ein Peitschenhieb, der sie aufstachelte und antrieb. Sie blieb vorn sitzen. Laurent nahm die Ruder zur Hand. Das Boot stieß vom Ufer ab und wandte sich langsam den Inseln zu.

Die Dämmerung sank hernieder. Große Schatten fielen von den Bäumen, und das Wasser war schwarz an den Ufern. Auf dem Strome bemerkte man breite Streifen blassen Lichtes und bald befand sich die Barke mitten auf der Seine.

Laurent hörte zu rudern auf und ließ das Boot von der Strömung treiben.

Die drei Ausflügler schwiegen. Sie saßen im Hintergrunde des Bootes, das mit der Strömung dahintrieb und betrachteten das letzte Licht, das von den hohen Zweigen Abschied nahm. Schon näherten sie sich den Inseln. Die großen rötlichen Massen färbten sich dunkel; die ganze Landschaft ging in der Dämmerung unter; die Seine, der Himmel, die Inseln, die Hügel waren nur noch braune und graue Flecken, die sich in einem milchigen Nebel verwischten.

Camille, der sich schließlich platt auf den Bauch, mit dem Kopf überm Wasser, hingelegt hatte, tauchte seine Hände in den Strom.

„Donnerwetter! Ist das kalt!" rief er. „Es wäre nicht gut, den Kopf in die Bouillon da zu stecken!"

Laurent antwortete nicht. Seit einem Augenblick sah er unruhig auf die beiden Ufer, fuhr mit den Händen über die Knie und preßte die Lippen zusammen, während Therese steif und unbeweglich, den Kopf etwas zurückgelehnt, wartete.

Die Barke fuhr in einen kleinen düsteren und schmalen Arm hinein, der sich zwischen zwei Inseln erstreckte. Hinter einer der Inseln vernahm man den gedämpften Gesang einer Ruderer-schar, die wohl die Seine heraufkommen mochten. In der Ferne war das Ufer eine weite Strecke hin frei. — Nun erhob sich Laurent und packte Camille um den Leib. Der Beamte fing an zu lachen und sagte:

„Nicht doch, du kitzelst mich ja; mach' nicht solche Witze. Na, hör' auf, du wirst mich noch fallen lassen."

Laurent packte kräftiger und gab ihm einen Stoß. Camille drehte sich um und erblickte das gräßliche, ganz verzerrte Gesicht seines Freundes. Er begriff nicht; und es packte ihn ein unklares Entsetzen. Er wollte schreien und fühlte, wie eine

derbe Faust ihm die Kehle zuschnürte. Mit dem Instinkt eines Tieres, das sich verteidigt, richtete er sich auf den Knieen auf und klammerte sich an den Rand der Barke. So kämpfte er einige Sekunden und rief mit pfeifender und erstickender Stimme:

„Therese! Therese!"

Die junge Frau blickte hin und hielt sich mit beiden Händen an einer Bank des Bootes fest, das auf dem Fluß tanzte und krachte. Sie konnte nicht die Augen schließen; ein entsetzlicher Krampf hielt sie weit offen und auf das schreckliche Schauspiel des Kampfes gerichtet. Stumm und starr saß sie da.

„Therese! Therese!" rief der Unglückliche, der schon röchelte, von neuem.



Bei diesem letzten Ruf brach Therese in Schluchzen aus. Ihre Nerven spannten sich ab. Die Krisis, die befürchtete, warf sie erschüttert auf den Boden der Barke, wo sie gebrochen, blaß, wie tot liegen blieb.

Laurent schüttelte Camille noch immer und drückte ihm mit der einen Hand die Gurgel zu. Er hielt ihn mit seinen kräftigen Armen in der Luft, doch als er den Kopf neigte und dabei den Hals vorstreckte, wand sich sein Opfer, toll vor Wut und Entsetzen, streckte die Zähne vor und bohrte sie in diesen Hals. Und als der Mörder, einen Schmerzensschrei unterdrückend, den Unglücklichen mit heftigem Wurfe in den Fluß schleuderte, rissen ihm dessen Zähne ein Stück Fleisch mit.

Camille fiel unter dumpfem Geheul ins Wasser. Zwei- bis dreimal kam er wieder an die Oberfläche zurück und stieß immer dumpfere Töne aus.

Laurent verlor keine Sekunde. Schnell schlug er den Kragen des Paletots in die Höhe, um seine Wunde zu verdecken. Dann nahm er die ohnmächtige Therese in die Arme, ließ das Boot mit einem Fußtritt scheitern und sich in das Wasser fallen. Er hielt Therese über dem Wasser und rief mit kläglicher Stimme um Hilfe.

Die Ruderer, deren Gesang er hinter der Insel vernommen, kamen schnell herbei. Sie erkannten, daß ein Unglück stattgefunden, und bewirkten die Rettung Thereses, die sie auf eine Bank legten und Laurents, der über den Tod seines Freundes zu jammern begann. Er warf sich ins Wasser und suchte Camille an den Stellen, wo er nicht sein konnte. Dann kam er weinend zurück, rang die Hände und raufte sich die Haare. Die Ruderer versuchten, ihn zu beruhigen, zu trösten; doch er rief:

„Es ist meine Schuld; ich hätte den armen Jungen nicht so tanzen und wippen lassen sollen, wie er es that ... In einem Augenblick waren wir alle drei auf einer Seite der Barke und sind gescheitert ... Als er fiel, rief er mir noch zu, ich solle seine Frau retten ..."

Unter den Ruderern befanden sich, wie das immer der Fall ist, zwei bis drei junge Leute, die Zeuge des Unfalls gewesen sein wollten.

„Wir haben Sie ganz genau gesehen," sagten sie .. „Ja, zum Teufel, so 'ne Barke ist doch nicht so fest, wie ein Parkettboden ... Ach, die arme, kleine Frau! Sie wird ein schönes Erwachen haben!"

Sie nahmen wieder ihre Ruder zur Hand, drehten das Boot um und brachten Laurent und Therese nach dem Restaurant, wo das Diner bereit stand. Ganz Saint-Ouën wußte den Unglücksfall in wenigen Minuten. Die Ruderer erzählten ihn als Augenzeugen. Eine teilnehmende Menschenmenge stand vor der Kneipe.

Der Wirt und seine Frau waren gutherzige Leute, die den Verunglückten ihre Garderobe zur Verfügung stellten.

Als Therese aus ihrer Ohnmacht erwachte, bekam sie eine Nervenkrise und brach in herzzerreißendes Schluchzen aus; man mußte sie zu Bett bringen. Die Natur half bei der düsteren Komödie mit, die sich eben abgespielt hatte.

Als die junge Frau ruhiger geworden war, vertraute sie Laurent der Obhut der Wirtsleute an. Er wollte allein nach Paris zurückkehren, um die schreckliche Nachricht Madame Raquin mit aller möglichen Vorsicht mitzuteilen. In Wahrheit fürchtete er die nervöse Ueberreizung Thereses, und darum zog er es vor, ihr Zeit zum Nachdenken zu lassen, damit sie sich in ihre Rolle hineinfinden konnte.

Das Diner, das Camille bestellt, verzehrten die Ruderer.

XII.

In der dunklen Ecke des Omnibusses, der ihn nach Paris zurückbrachte, entwarf Laurent den Schluß seines Planes. Er war fast sicher, straflos auszugehen. Eine dumpfe, ängstliche Freude, die Freude am vollbrachten Verbrechen erfüllte ihn. An der Barrière de Clichy angelangt, nahm er einen Fiaker und ließ sich zu dem alten Michaud nach der Rue de Seine fahren. Es war neun Uhr abends.

Er fand den alten Polizeikommissär bei Tisch in Gesellschaft Oliviers und Suzannes. Er kam hierher, um sich für den Fall, daß man Verdacht auf ihn werfen würde, einen Schutz zu suchen und um die gräßliche Nachricht Madame Raquin nicht selbst mitteilen zu müssen. Dieser Schritt war ihm ganz ausnehmend peinlich; er war auf eine so hochgradige Verzweiflung gefaßt, daß er fürchtete, seine Rolle mit den erforderlichen Thränenströmen nicht spielen zu können; dann war ihm der Schmerz dieser Mutter auch beängstigend, obwohl er im Grunde genommen danach recht wenig fragte.

Als Michaud ihn in groben, für ihn viel zu engen Kleidern eintreten sah, richtete er einen fragenden Blick auf ihn. Laurent erzählte den Unfall mit gebrochener Stimme, vor Schmerz und Abspannung gleichsam außer Atem.

„Ich habe Sie aufgesucht," sagte er zum Schluß, „denn ich wußte nicht, was ich mit den beiden Frauen anfangen sollte, allein zu der Mutter zu gehen, habe ich nicht gewagt. Ich bitte Sie, kommen Sie mit mir mit!"

Während er sprach, sah ihn Olivier mit starren, geraden Blicken an, die ihm Entsetzen verursachten. Der Mörder hatte sich Hals über Kopf mit einer Keckheit, die ihn retten sollte, diesen Polizeimenschen in die Hände gegeben. Doch er konnte sich des Zitterns nicht erwehren, als er ihre prüfenden Augen auf sich gerichtet fühlte; denn er sah da Mißtrauen, wo nur Bestürzung und Mitleid vorhanden war. Susanne, die schwächer und blasser als sonst war, fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Olivier, den der Gedanken an den Tod erschreckte, dessen Herz aber sonst vollständig kühl blieb, machte eine Grimasse schmerzlicher Ueberraschung, während er aus Gewohnheit Laurents scharf ins Gesicht sah, ohne die düstere Wahrheit auch nur im geringsten zu ahnen. Was den alten Michaud anbetraf, so stieß er Laute des Entsetzens, der Verwunderung und des Mitleids aus, bewegte sich auf seinem Stuhle hin und her, erhob die Augen gen Himmel und rang die Hände.

„Ach, mein Gott," rief er mit bewegter Stimme; „ach mein Gott! welch' entsetzliches Unglück! ... Man geht von zu Hause fort, und stirbt so plötzlich, auf einen Schlag! ... Das ist ja schrecklich! ... Und die arme Frau Raquin, die Mutter, was

sollen wir der sagen? ... Gewiß, Sie haben ganz recht gethan, daß Sie uns geholt haben ... Wir kommen gleich mit ..."

Alle vier machten sich auf den Weg. Am Eingang des Durchgangs des Pont-Neuf hielt Michaud Laurent zurück und sagte zu ihm:

„Kommen Sie nicht mit; Ihre Gegenwart wäre eine Art brutalen Geständnisses, das wir vermeiden müssen ... Die unglückliche Mutter würde Unheil wittern und uns zwingen, die Wahrheit früher zu gestehen, als wir sie ihr sagen ... Erwarten Sie uns hier!"

Dieser Vorschlag war eine Erleichterung für den Mörder, der bei dem Gedanken zitterte, den Laden des Durchgangs betreten zu müssen. Er ward ruhiger, und begann gemütlich auf dem Trottoir auf- und abzugehen. Auf Augenblicke vergaß er das Vorgefallene, blickte die Läden an, pfiff zwischen den Zähnen und drehte sich um, um den Frauen nachzuschauen, die an ihm vorbeigingen. So blieb er eine ganze halbe Stunde auf der Straße und fand seine Kaltblütigkeit immer mehr wieder.

Er hatte seit dem Morgen nichts gegessen; der Hunger packte ihn; er trat in einen Bäckerladen und stopfte sich mit Kuchen voll.

In dem Laden des Durchgangs spielte sich inzwischen eine herzzerreißende Scene ab. Trotz der angewandten Vorsicht, trotz aller mildernden und freundschaftlichen Phrasen des alten Michaud, kam ein Augenblick, da Madame Raquin begriff, ihrem Sohne wäre ein Unglück zugestoßen. Nun verlangte sie die Wahrheit mit einer Heftigkeit der Verzweiflung, einem Strom von Thränen und Geschrei, der ihren alten Freund betäubte. Doch als sie die Wahrheit erfuhr, wurde ihr Schmerz tragisch. Sie bekam Weinkrämpfe, Zuckungen, die sie nach hinten überwarfen, einen wilden Anfall von Schreck und Angst; dann blieb sie keuchend liegen, nur von Zeit zu Zeit in der tiefen Wut ihres Schmerzes einen scharfen Schrei ausstoßend. Sie hätte sich auf die Erde geworfen, hätte sie Susanne, die auf ihren Knieen weinte und ihr blasses Gesicht zu ihr erhob, nicht um die Taille gefaßt. Olivier und sein Vater standen stumm und aufgeregt dabei und wandten, von diesem Schauspiel, das ihren Egoismus peinlich berührte, unangenehm erschüttert, den Kopf ab.

Der alte Michaud beeilte sich, den Laden zu verlassen. Er ließ Susanne bei der alten Frau und suchte mit Olivier Laurent auf, um sich schleunigst nach Saint-Ouen zu begeben.

Als sie endlich im Restaurant am Wasser anlangten, fanden sie Therese im Bett mit glühendem Kopf und brennenden Händen. Der Wirt sagte ihnen mit halblauter Stimme, die junge Dame hätte ein starkes Fieber. Die Wahrheit war, daß Therese, die sich feig und schwach fühlte, in einem Anfall den Mord zu bekennen fürchtete; darum hatte sie den Entschluß gefaßt, sich

krank zu stellen. Sie bewahrte ein düsteres Schweigen, hielt die Augen und Lider fest geschlossen und wollte niemanden sehen, denn sie fürchtete, sie würde sprechen.

Der alte Michaud versuchte, sie zu trösten, doch sie machte eine Bewegung der Ungeduld, drehte sich um und fing von neuem an zu schluchzen.

„Lassen Sie sie nur, mein Herr," sagte der Restaurateur; „sie erzittert beim leisesten Geräusch ... Wissen Sie, sie bedarf der Ruhe."

Unten in der Gaststube befand sich ein Sergeant, der über den Unfall ein Protokoll aufnahm. Michaud und sein Sohn gingen in Begleitung Laurents hinunter. Als Olivier seine Eigenschaft als höherer Beamte der Präfektur genannt hatte, war in zehn Minuten alles erledigt. Die Ruderer waren noch da, erzählten den Unfall mit allen Details, beschrieben, in welcher Weise die drei Ausflügler ins Wasser gefallen waren und gaben sich für Augenzeugen aus. Hätten Olivier und sein Vater den geringsten Argwohn gehabt, dieser Argwohn wäre angesichts solcher Zeugnisse in sich zusammengefallen. Doch sie hatten nicht einen Augenblick an der Aufrichtigkeit Laurents gezweifelt; im Gegenteil, sie stellten ihn dem Polizeibeamten als besten Freund des Opfers vor und ließen wohlweislich ins Protokoll aufnehmen, daß der junge Mann sich ins Wasser gestürzt hatte, um Camille Raquin zu retten. Am nächsten Tage erzählten die Zeitungen den Unfall mit einer großen Fülle von Details; die unglückliche Mutter, die untröstliche Witwe, der edle und mutige Freund fehlten nie in diesem Bericht, der durch die ganze Pariser Presse ging und dann in den Provinzblättern eingesargt wurde.

Als das Protokoll beendet war, verspürte Laurent eine innige Freude, die seinen Körper mit neuem Leben erfüllte. Seit dem Augenblick, da das Opfer ihm die Zähne in den Hals gebohrt, war er wie stumpfsinnig und handelte mechanisch nach einem lange vorher entworfenen Plane. Nur der Instinkt der Selbsterhaltung trieb ihn, diktierte ihm seine Worte und riet ihm seine Bewegungen an. In dieser Stunde, angesichts der Gewißheit der Straflosigkeit, fing das Blut wieder an, mit sanfter Langsamkeit durch seine Adern zu fließen. Die Polizei hatte sein Verbrechen untersucht und nichts bemerkt; sie war gefoppt und hatte ihn eben freigesprochen. Er war gerettet und setzte seine Rolle als trostloser Freund mit unvergleichlicher Würde und Gewandtheit fort.

„Wir können die junge Frau nicht hier lassen," sagte er zu Michaud. „Sie ist vielleicht von einer ernsten Krankheit bedroht, wir müssen sie auf jeden Fall nach Paris überführen ... Kommen Sie, wir wollen sie veranlassen, uns zu folgen."

Oben sprach er und flehte selbst Therese an, sich zu erheben und sich nach dem Durchgang des Pont-Neuf bringen zu lassen.

Als die junge Frau den Ton seiner Stimme vernahm, zitterte sie, riß die Augen weit auf und blickte ihn an. Sie war betäubt und zitterte. Mühsam richtete sie sich auf, ohne zu antworten. Die Männer gingen hinaus und ließen sie mit der Frau des Restaurateurs allein. Als sie angekleidet war, ging sie taumelnd hinunter und stieg mit Oliviers Hilfe in den Fiaker.

Als der Wagen hielt, stiegen Michaud und sein Sohn zuerst aus. Laurent beugte sich zu Therese nieder und flüsterte ihr leise zu:

„Sei stark, Therese ... Wir müssen lange warten ... Erinnere dich dessen wohl!“

Die junge Frau hatte noch nicht gesprochen. Sie öffnete die Lippen zum erstenmal seit dem Tode ihres Gatten, und versetzte zitternd:

„Ich werde mich erinnern!“ Ihre Stimme klang leicht wie ein Hauch.

Olivier reichte ihr die Hand und forderte sie auf, auszusteigen. Laurent ging diesmal bis zum Laden. Madame Raquin lag in heftigem Fieber im Bett. Therese schleppte sich bis zu ihr hin, und Susanne hatte kaum Zeit, sie zu entkleiden. Beruhigt, denn er sah, daß alles sich nach Wunsch abwickelte, zog sich Laurent zurück und erreichte langsam seine Dachkammer in der Rue Saint-Victor.

Es war Mitternacht vorbei. Eine frische Luft wehte in den einsamen, stillen Straßen. Der junge Mann hörte nur auf das regelmäßige Geräusch seiner auf den Fliesen des Trottoirs erklingenden Schritte. Die frische Luft erfüllte ihn mit Behagen; die Stille, das Dunkel versetzte ihn in eine wohlige Stimmung, und er bummelte umher.

Endlich war er seines Verbrechens los und ledig. Er hatte Camille getötet. Das war eine abgemachte Sache, von der man nicht mehr sprechen würde. Er würde ruhig leben und warten, bis Therese die Seine werden würde. Der Gedanke an den Mord hatte ihn manchmal betäubt, jetzt, da der Mord vollbracht war, fühlte er seine Brust frei; er atmete behaglicher und war von dem Leiden geheilt, die das Zögern und die Furcht ihm bereiteten.

Im Grunde genommen, war er etwas betäubt; die Müdigkeit lähmte seine Glieder und seine Gedanken. Er ging nach Hause und verfiel in einen tiefen Schlummer; während des Schlafes liefen leichte nervöse Zuckungen über sein Gesicht.

XIII.

Am nächsten Morgen erwachte Laurent frisch und munter. Er hatte gut geschlafen. Die frische Luft, die durch das Fenster drang, stachelte sein schwerfälliges Blut auf. Er erinnerte sich kaum noch an die Scenen vom vorigen Tage; ohne den glühenden

Biß, der ihn am Hals brannte, hätte er glauben können, er hätte sich nach einem ruhigen Abend um zehn Uhr zu Bette gelegt. Der Biß Camilles war wie ein rotes Eisen, das ihm auf die Haut gelegt worden; wenn sein Denken bei dem Schmerz Halt machte, den ihm dieser Biß verursachte, so litt er entsetzlich darunter, und es war ihm, als bohrten sich ihm ein Dutzend Nadeln nach und nach ins Herz.

Er schlug den Hemdkragen herunter und betrachtete die Wunde in einem armseligen Spiegel für fünfzehn Sous, der an der Wand hing. Diese Wunde bildete ein rotes Loch, das so groß wie ein Zweisousstück war; die Haut war abgerissen, das Fleisch zeigte sich rosig mit schwarzen Flecken; Blutstreifen waren in dünnen Spritzen, die sich abschuppten, bis zur Schulter geflossen. Auf dem weißen Halse erschien der Biß in tiefem, kräftigem Dunkelbraun; derselbe befand sich rechts, unter dem Ohr. Laurent betrachtete mit gebeugtem Rücken und gespanntem Halse die Wunde, und der grünliche Spiegel verlieh seinem Gesicht eine gräßliche Grimasse.

Er wusch sich mit kaltem Wasser und sagte sich dann, von seiner Betrachtung befriedigt, daß die Wunde nach einigen Tagen vernarbt sein würde. Dann kleidete er sich an und begab sich ruhig, wie gewöhnlich, in sein Bureau. Hier erzählte er den Unfall mit bewegter Stimme. Als seine Kollegen den Bericht gelesen hatten, der die Presse durchlief, wurde er ein wirklicher Held. Eine Woche hindurch hatten die Beamten der Orléansbahn keinen anderen Gesprächsstoff, sie waren ganz stolz darauf, daß einer der ihrigen ertrunken war.

Dennoch blieb in Laurent eine dumpfe Unruhe zurück. Camilles Tod hatte nicht offiziell festgestellt werden können. Thereses Gatte war richtig tot, doch der Mörder hätte gern seinen Leichnam wiedergefunden, damit ein gerichtlicher Akt aufgenommen werden konnte. Am Tage nach dem Unfall hatte man vergeblich nach der Leiche des Ertrunkenen gesucht; man dachte, er steckte sicherlich in einem Loche, unter den Böschungen der Inseln. Fischer suchten eifrig die Seine ab, um die Prämie zu erheben.

Laurent machte sich die Mühe, jeden Morgen, wenn er sich in sein Bureau begab, nach der Morgue mit heranzugehen. Trotz des Ekels, der sein Herz erfüllte, trotz des Schauders, der ihn manchmal schüttelte, ging er über acht Tage regelmäßig hin, um das Gesicht aller Ertrunkenen zu betrachten, die auf den Dielen lagen.

Nach und nach konnte er die Körper unterscheiden, und nun ging er von einem zum andern. Nur die Ertrunkenen interessierten ihn; wenn mehrere vom Wasser aufgeblähte und bläulich gefärbte Leichen dalagen, betrachtete er sie mit gierigen Blicken und suchte Camille zu erkennen. Laurent schwankte; er besah sich prüfend die Körper und versuchte sein mageres Opfer

herauszufinden. Doch da alle Ertrunkenen dick waren, so wußte er nichts mehr und blieb zitternd diesen gräulichen Gestalten gegenüber stehen, die ihn mit gräßlichen Grimassen zu verhöhnen schienen.

Jedesmal, wenn er Camille wieder zu erkennen glaubte, empfand Laurent einen Stich im Herzen. Er wünschte eifrig, den Leichnam seines Opfers wieder aufzufinden, und Feigheitsanwandlungen packten ihn, wenn er sich einbildete, der Leichnam läge vor ihm. Seine Besuche in der Morgue erfüllten ihn mit Schrecknissen und einem Entsetzen, das ihn förmlich betäubte. Er schüttelte seine Furcht ab, nannte sich ein Kind und wollte stark sein; doch unwillkürlich empörte sich sein Fleisch, der Ekel und Schreck bemächtigten sich seines Wesens, sobald er sich in der Feuchtigkeit und dem faden Dunst des Saales wiederfand.

Wenn auf der letzten Fliesenreihe keine Ertrunkenen lagen, so atmete er befreit auf; sein Widerwillen war geringer. Er wurde dann ein einfacher Neugieriger, und es wurde für ihn ein eigentümliches Vergnügen, dem gewaltsamen Tod in seinen düster bizarren und grotesken Verzerrungen ins Gesicht zu schauen.

Jeden Morgen, während er da war, hörte er hinter sich das Geräusch des eintretenden und hinausgehenden Publikums. Die Morgue ist ein Schauspiel, das sich alle Gesellschaftsklassen leisten können, und das sich die armen und reichen Passanten gratis bieten. Die Thür steht offen, mag eintreten, wer will. Es giebt Liebhaber, die einen Umweg machen, um nur ja keine Vorstellung des Todes zu versäumen. Sind die Fliesen leer, so gehen die Leute enttäuscht hinaus und murmeln ärgerlich etwas vor sich hin. Sind die Fliesen dagegen gut belegt, so drängen sich die Besucher, verschaffen sich billig Gemütsaufregungen, geraten in Entsetzen, scherzen, applaudieren oder zischen, wie im Theater, und ziehen sich befriedigt zurück, indem sie erklären, die Morgue wäre an diesem Tage sehr sehenswert.

Laurent lernte schnell das Publikum dieses Ortes kennen, ein gemischtes und grundverschiedenes Publikum, das bald in Mitleid zerfloß, bald höhnische Bemerkungen machte. Arbeiter, die zur Werkstätte gingen, traten mit einem Brod unter dem Arm und mit ihrem Handwerkszeug ein; sie fanden den Tod merkwürdig. Unter ihnen traf man Witzbolde, die den Zuschauern ein Lächeln entlockten, indem sie über die Grimasse eines jeden Leichnams einen Witz rissen; sie nannten die im Brand umgekommenen Kohlenbrenner; die Gehängten, die Ermordeten, die Ertrunkenen, die Verstümmelten oder zerfleischten Leichname reizten ihre tolle Laune, und ihre etwas zittrige Stimme stotterte in dem bebenden Schweigen des Saales komische Phrasen. Dann kamen kleine Rentiers, magere, dürre Greise, Bummler, die, weil sie nichts Besseres zu thun hatten, eintraten, und die Körper mit dummen Augen und den Mienen friedlicher, verzärtelter

Menschen betrachteten. Die Frauen waren in großer Anzahl vertreten; da gab es jugendlich frische Arbeiterinnen mit weißer Wäsche und sauberen Röcken, die hurtig von einem Glaskasten zum anderen gingen und aufmerksam die Augen aufrissen, wie vor dem Schaufenster eines Modewarenmagazins, es kamen ferner stumpfsinnige Weiber aus dem Volke, die klägliche Gesichter machten, und feingekleidete Damen, die nachlässig ihre seidenen Kleider über die Fliesen schleiften.

Nach einer Woche fühlte sich Laurent angeekelt. In der Nacht träumte er von den Leichnamen, die er am Morgen gesehen. Dieses Leiden, dieser tägliche Ekel, den er sich auferlegte, verwirrte ihn schließlich dermaßen, daß er beschloß, nur noch einmal hinzugehen. Als er am nächsten Tage die Morgue betrat, gab es ihm einen Stich in die Brust: ihm gegenüber, auf einer Fliese lag Camille und starrte ihn, auf dem Rücken liegend, mit erhobenem Kopfe und halbgeöffneten Augen an.

Der Mörder trat langsam an den Glaskasten heran, gleichsam magnetisch angezogen, ohne seine Blicke von seinem Opfer abwenden zu können. Er litt nicht, sondern empfand nur eine heftige innere Kälte und leichtes Prickeln an der Hautoberfläche. Er hatte geglaubt, er würde heftiger zittern. Er blieb lange Minuten unbeweglich, in Betrachtung verloren, und grub unwillkürlich alle gräßlichen Linien, alle Schmutzfarben des Bildes, das er vor Augen hatte, tief in sein Gedächtnis ein.

Camille sah scheußlich aus. Noch nie hatte Laurent einen so gräßlichen Ertrunkenen gesehen, und als er sich der quälenden Neugier, die ihn unbeweglich und wie verblödet in ihrem Banne hielt, entreißen konnte, ging er hinaus und fing an, schnell über den Quai zu gehen. Er suchte den alten Michaud auf und sagte ihm, er hätte eben Camille auf einer Fliese der Morgue erkannt. Die Formalitäten wurden erfüllt, man begrub den Ertrunkenen und stellte seinen Totenschein aus. Laurent, der von nun an ganz ruhig war, stürzte sich mit Wonne in das Vergessen seines Verbrechens und der unangenehmen und peinlichen Scenen, die dem Morde gefolgt waren.

XIV.

Der Laden im Durchgang des Pont-Neuf blieb drei Tage lang geschlossen. Als er wieder geöffnet wurde, erschien er noch düsterer und feuchter. Das vom Staub gelb gefärbte Schaufenster schien für das Haus zu trauern; alles lag verlassen in den schmutzigen Schaukästen umher. Hinter dem auf den verrosteten Haken hängenden Hauben zeigte Theresens Gesicht eine noch mattere, noch erdfahlere Blässe, eine Unbeweglichkeit von unheimlicher Starrheit.

Drei Tage lang waren Madame Raquin und Therese in ihren Betten geblieben, ohne mit einander zu sprechen, ja, ohne sich auch nur zu sehen. Die alte Frau saß, gegen die Kissen gelehnt, im Bette aufrecht und starrte mit den Augen einer Idiotin blödsinnig vor sich hin. Der Tod ihres Sohnes hatte ihr einen großen Schlag auf den Kopf versetzt, und sie war wie niedergeschmettert zusammengesunken. Sie blieb ganze Stunden ruhig und bewegungslos, in ihre graue Verzweiflung versunken; dann packte sie zuweilen ein Anfall; sie weinte, schrie und phantasierte; Therese, die im Nebenzimmer lag, schien zu schlafen; sie hatte den Kopf zur Wand gewendet und die Decke über die Augen gezogen; so lag sie starr und steif da, ohne daß ein Zucken ihres Körpers das Laken, das sie bedeckte, hob. Susanne, die bei den beiden Frauen wachte, ging leise von einer zur andern, schleppte sacht die Füße nach, und neigte ihr Wachsgesicht über die beiden Lager, ohne daß es ihr gelang, Therese, die plötzliche Anwandlungen von Ungeduld bekam, zum Umdrehen zu bewegen, noch Madame Raquin zu trösten, deren Thränen zu fließen begannen, sobald sie eine Stimme ihrer Niedergeschlagenheit entriß.

Am dritten Tage stieß Therese die Bettdecke zurück, und setzte sich schnell mit einer Art schnellen Entschlusses in ihrem Bette auf. Sie strich ihre Haare zurück und schien so einen Augenblick, die Hände an die Stirn gedrückt, mit starren Augen vor sich hinblickend, nachzudenken. Dann sprang sie auf den Teppich. Ihre Glieder zitterten und waren rot vor Fieber; sie war gealtert.

Susanne, welche eben eintrat, blieb ganz überrascht stehen, als sie sah, daß sie aufgestanden war; sie riet ihr mit ruhigem und schleppendem Tone, sich wieder hinzulegen und sich noch zu ruhen. Therese hörte nicht auf sie; sie suchte ihre Kleider und zog sie mit hastigen und zitternden Bewegungen an. Als sie angekleidet war, betrachtete sie sich in einem Spiegel, rieb sich die Augen und fuhr sich mit den Händen übers Gesicht, als wolle sie etwas fortwischen. Dann ging sie schnell, ohne ein Wort zu sprechen, durch das Eßzimmer zu Madame Raquin hinüber.

Die alte Frau befand sich gerade in diesem Augenblick in einem Zustand stumpfsinniger Ruhe. Als Therese eintrat, wandte sie den Kopf und folgte der jungen Witwe, die sich stumm und beklommen vor sie hinstellte, mit dem Blicke. Die beiden Frauen sahen sich einige Sekunden an, die Nichte mit einer immer stärker werdenden Angst, die Tante mit mühseliger Anstrengung, sich zu erinnern. Als sie endlich ihr Gedächtnis wiedergefunden hatte, streckte Madame Raquin ihre zitternden Arme aus und rief, Therese um den Hals fallend:

„Mein armes Kind! mein armer Camille!"

Sie weinte, und ihre Thränen trockneten auf der Haut der Witwe, die ihre trockenen Augen in den Falten der Bettdecke verbarg. Therese blieb so gebeugt und ließ die alte Mutter ihre Thränen ausweinen. Seit dem Morde fürchtete sie die erste Zusammenkunft; sie war im Bett geblieben, um den Augenblick zu verzögern und in Ruhe über die schreckliche Rolle nachzudenken, die sie zu spielen hatte.

Als sie Madame Raquin ruhiger sah, machte sie sich mit ihr zu schaffen und riet ihr, aufzustehen und in den Laden zu gehen. Die alte Frau war fast kindisch geworden. Das plötzliche Erscheinen ihrer Nichte hatte eine günstige Krisis in ihr hervorgerufen, die ihr das Gedächtnis und das Bewußtsein der Dinge und Wesen, die sie umgaben, wieder zurückgegeben. Sie dankte Susanne für ihre Bemühungen, sprach, allerdings schwach, phantasierte nicht mehr und empfand eine Traurigkeit, die sie auf Augenblicke erstickte. Sie sah mit plötzlichen Thränen Therese hin- und hergehen; dann rief sie sie zu sich, umarmte sie unter neuem Schluchzen und sagte ihr mit gebrochener Stimme, sie hätte nur noch sie auf der Welt.

Abends willigte sie ein aufzustehen und versuchte zu essen. Therese konnte nun sehen, welch schrecklichen Schlag ihre Tante bekommen hatte. Die Beine der armen Alten waren schwerfällig geworden; sie brauchte einen Stock, um sich in das Eßzimmer zu schleppen, und dort war es ihr, als ob sich die Wände um sie drehten.

Am nächsten Tage wollte sie aber doch, daß der Laden geöffnet würde. Sie fürchtete, wahnsinnig zu werden, wenn sie allein in ihrem Zimmer blieb. Mühsam stieg sie die Holztreppe hinunter, indem sie die beiden Füße auf jede Stufe setzte, und setzte sich dann hinter den Ladentisch, wo sie von diesem Tage an in ungetrübtem Schmerz versunken sitzen blieb.

Neben ihr saß Therese sinnend und wartete. Der Laden nahm seine düstere Ruhe wieder an.

XV.

Laurent erschien manchmal abends, alle zwei bis drei Tage. Er blieb im Laden und unterhielt sich mit Madame Raquin eine halbe Stunde. Dann ging er fort, ohne Therese ins Gesicht gesehen zu haben. Die alte Frau betrachtete ihn als den Retter ihrer Nichte, als ein edles Herz, das alles gethan, um ihr ihren Sohn zurückzugeben. Sie empfing ihn mit Güte und Zärtlichkeit.

Eines Donnerstagsabends war Laurent da, als der alte Michaud und Grivet eintraten. Es schlug acht Uhr. Der Beamte und der ehemalige Polizeikommissär hatten es für richtig gefunden, ihre lieben Gewohnheiten wieder aufzunehmen, ohne

sich zudringlich zu zeigen, und so kamen sie denn, zu derselben Minute, gleichsam von denselben Beweggründen getrieben. Hinter ihnen hielten Olivier und Susanne ihren Einzug.

Man ging in das Eßzimmer. Madame Raquin, die niemand erwartete, beeilte sich, die Lampe anzuzünden und Thee zu machen. Als alle am Tische saßen, jeder seine Tasse vor sich hatte, der Kasten mit den Dominosteinen ausgeleert war, sah die arme Mutter, die plötzlich wieder in die Vergangenheit zurückversetzt wurde, ihre Gäste an und brach in Schluchzen aus. Es war ein leerer Platz vorhanden, der Platz, an dem ihr Sohn gesessen hatte.

Diese Verzweiflung langweilte die Gesellschaft. Diese Leute fühlten sich geniert, denn sie hatten im Herzen nicht mehr die geringste Erinnerung an Camille.

„Aber, verehrte Frau," rief der alte Michaud mit leiser Ungeduld, „Sie dürfen nicht so verzweifeln. Sie werden sich krank machen."

„Wir sind ja alle sterblich," erklärte Grivet.

„Ihre Thränen werden Ihnen Ihren Sohn nicht zurückgeben," meinte Olivier salbungsvoll.

„Ich bitte Sie," murmelte Susanne, „thun Sie uns nicht weh."

Doch als Madame Raquin heftiger schluchzte und ihre Thränen nicht zurückhalten konnte, erklärte Michaud:

„Na, na! ein bischen Mut! Sie begreifen doch, daß wir nur hierherkommen, um Sie zu zerstreuen. Was zum Teufel! werden wir nur nicht traurig, suchen wir zu vergessen ... Wir spielen die Partie um zwei Sous ... Na, was meinen Sie dazu?"

Die alte Frau drängte ihre Thränen mit höchster Kraftanstrengung zurück, und man spielte. —

XVI.

Fünfzehn Monate vergingen. Die Bitterkeiten der ersten Stunden stumpften sich ab; jeder Tag brachte eine größere Ruhe mit sich; das Leben nahm mit schlaffer Trägheit seinen Lauf und bekam jene dumpfe Eintönigkeit, die allen großen Krisen folgt.

Laurent kam bald wieder jeden Abend in den Laden, genau wie früher. Doch er aß nicht mehr hier; er ließ sich nicht mehr auf ganze Stunden nieder. Er kam um neun einviertel Uhr und ging fort, nachdem man das Geschäft geschlossen. Man hätte glauben können, er erfülle eine Pflicht, indem er sich den beiden Frauen zur Verfügung stellte; wenn er diese Pflicht einen Tag vernachlässigte, so entschuldigte er sich am nächsten Tage mit der Demut eines Knechtes. Donnerstags half er Madame Raquin

beim Anzünden des Feuers und war ihr behilflich, die Honneurs des Hauses zu machen. Er besaß eine ruhige Zuvorkommenheit, die die alte Frau entzückte.

Therese sah ruhig, wie er sich um sie her nützlich machte. Die Blässe ihres Gesichts war geschwunden; sie erschien gesünder, friedlicher, sanfter. Nur ihr Mund ließ manchmal, wenn er sich in einer Nervenzuckung verzerrte, zwei tiefe Falten hervortreten, die ihrem Gesicht einen seltsamen Ausdruck des Schmerzes und des Schreckens verliehen.

Die beiden Liebenden suchten nicht mehr, sich allein zu sprechen, und wechselten nicht einmal mehr einen flüchtigen Kuß. Dabei hätten sie aber mit größter Leichtigkeit jenes freie Liebesleben führen können, dessen Traum sie zum Morde getrieben hatte. Die kraftlose, stumpfsinnige Madame Raquin war kein Hindernis mehr. Das Haus gehörte ihnen, sie konnten es verlassen und hingehen, wo es ihnen beliebte. Doch sie blieben zu Hause, unterhielten sich ruhig und sahen sich, ohne zu erröten und ohne Schauder an; ja, sie vermieden es sogar, sich allein zu treffen; im Beisammensein hatten sie sich nichts zu sagen; sie fürchteten beide, eine zu große Kälte zu empfinden. Wenn sie einen Händedruck austauschten, empfanden sie eine Art Unbehagen. Uebrigens glaubte ein jeder für das Gefühl, das sie veranlaßte, sich so gleichgiltig und erschrocken gegenüber zu treten, eine Erklärung zu haben; sie setzten ihr kaltes Benehmen auf Rechnung der Klugheit. Ihre Ruhe war ihrer Ansicht nach ein Werk von großer Vernunft.

Nie hatte Therese ein so ruhiges Gemüt besessen. Sie wurde augenscheinlich freundlicher und besser. Ihr starrer Wille wich einem milderen Wesen.

Im Laden interessierte sie sich für Aeußerlichkeiten, sie ging aus sich heraus und lebte nicht mehr in dumpfer Empörung, sich in Haß- und Rachegedanken verzehrend. Die Träumerei langweilte sie; sie empfand ein Bedürfnis, zu sehen und zu handeln. Vom Morgen bis zum Abend sah sie den Leuten nach, die durch den Durchgang schritten; dieses Geräusch, dieses Hin und Her belustigte sie. Sie wurde neugierig und schwatzhaft, mit einem Wort, sie wurde ein Weib, denn bis dahin hatte sie nur wie ein Mann gehandelt und gedacht.

Bei den Beobachtungen, die sie anstellte, bemerkte sie einen jungen Mann, einen Studenten, der in einem Hotel garni in der Nachbarschaft wohnte und täglich mehrere Male am Laden vorüberging. Dieser junger Mann besaß eine blasse Schönheit, mit langen Poetenhaaren und einem Offiziersschnurrbart. Therese fand ihn vornehm. Eine Woche war sie in ihn verliebt wie ein Pensionsmädchen. Sie las Romane, verglich den jungen Mann mit Laurent und fand den letzteren sehr dick und plump. Dann

verschwand der Student eines Tages; jedenfalls war er umgezogen; Therese vergaß ihn in einigen Stunden.

Sie abonnierte sich in einer Leihbibliothek und begeisterte sich für alle Helden der Geschichten, die ihr vor die Augen kamen. Diese plötzliche Liebe für die Lektüre hatte einen großen Einfluß auf ihr Temperament. Sie bekam eine nervöse Empfindlichkeit, die sie ohne Grund weinen oder lachen ließ. Das Gleichgewicht, das sich in ihr herzustellen im Begriffe gewesen, wurde vernichtet, und sie verfiel in eine Art unklares Grübeln. Zeitweise erschütterte sie der Gedanke an Camille, und sie dachte an Laurent mit Schreck und Mißtrauen. So ward sie wieder in ihre Angst zurückgeschleudert. Bald suchte sie ein Mittel, Laurent noch in demselben Augenblick zu heiraten, bald dachte sie daran, zu entfliehen und ihn nie wiederzusehen.

Laurent seinerseits machte abwechselnd Perioden der Ruhe und des Fiebers durch. Zuerst erfreute er sich einer tiefen Ruhe, er fühlte sich gleichsam von einem ungeheuren Gewicht befreit. Zeitweise glaubte er, einen bösen Traum gehabt zu haben und fragte sich, ob es wirklich wahr wäre, daß er Camille ins Wasser geworfen und seinen Leichnam auf einer Fliese der Morgue wiedererkannt habe. Die Erinnerungen an sein Verbrechen überraschten ihn ganz seltsam; nie hätte er sich eines Mordes für fähig gehalten; seine ganze Klugheit, seine ganze Feigheit zitterte, ein eisiger Schweiß stieg ihm auf die Stirn, wenn er daran dachte, man hätte sein Verbrechen entdecken und ihn guillotinieren können. Nun fühlte er das kalte Eisen schon am Halse. So lange er gehandelt hatte, war er mit dem Starrsinn und der Verblendung eines stumpfsinnigen Tieres geradeaus gegangen. Jetzt drehte er sich sozusagen um, und als er den Abgrund erblickte, den er eben überschritten, packte ihn wahnsinniges Entsetzen.

„Ich war sicherlich berauscht," dachte er. „Großer Gott! bin ich dumm und toll gewesen! Ich riskierte ja mit einer solchen Sache die Guillotine ... Na, das ist ja alles jetzt vorbei. Wenn ich's noch einmal machen müßte, würde ich's gewiß nicht wieder thun."

Laurent wurde schlaff, weich, feiger und vorsichtiger als je. Er ward dick und fett. Wer diesen dicken Körper studierte, der nur aus Fleisch bestand und weder Knochen noch Nerven zu haben schien, hätte nie daran gedacht, ihn der Gewaltthat und Grausamkeit anzuklagen.

Er nahm seine alten Gewohnheiten wieder an. Mehrere Monate hindurch war er ein Musterbeamter und besorgte seine Arbeit mit beispielloser Exaktheit. Abends aß er in einer Kneipe der Rue Saint-Victor, schnitt sein Brot in kleine Stückchen, kaute langsam und zog die Mahlzeit möglichst lange hin; dann lehnte er sich zurück an die Wand und rauchte seine Pfeife. Man hätte ihn für einen guten dicken Papa halten können. Am

Tage dachte er an nichts; nachts lag er in dumpfem, traumlosem Schlummer. Sein Gesicht war rosig und fett, der Bauch gerundet, der Schädel leer, und er war glücklich.

Indessen was Thereses Trauer zu Ende gegangen. Die junge Frau trug helle Kleider, und eines Abends fand sie Laurent vergnügt und verschönt. Doch noch immer empfand er ihr gegenüber ein gewisses Unbehagen; seit einiger Zeit erschien sie ihm fieberhaft erregt, voll seltsamer Launen, sie lachte und betrübte sich ohne Grund. Die Unentschlossenheit, in der er sie sah, erschreckte ihn, denn er erriet zum Teil ihre Kämpfe und Qualen. Er fing an zu zögern und hatte eine entsetzliche Furcht, seine Ruhe preiszugeben; er lebte friedlich, zufrieden und vernünftig und fürchtete, das Gleichgewicht seines Lebens aufs Spiel zu setzen, wenn er sich mit einer nervösen Frau verband, deren Leidenschaft ihn verrückt gemacht hatte. Uebrigens dachte er über diese Dinge nicht nach, er fühlte instinktiv die Angst, die der Besitz Theresens in ihm wachrufen mußte.

Der erste Stoß, den er erhielt, und der ihn aus seiner Trägheit aufschreckte, war der Gedanke, daß er endlich an seine Heirat denken mußte. Seit beinahe fünfzehn Monaten war Camille tot. Einen Augenblick dachte Laurent daran, sich überhaupt nicht zu verheiraten und Therese sitzen zu lassen. Dann sagte er sich, daß er einen Menschen doch nicht umsonst getötet haben konnte; wenn er sich des Verbrechens erinnerte, fühlte er, daß der Mord unnütz und gräßlich werden würde, wenn er sich nicht mit ihr verheiratete. Einen Mann ins Wasser zu werfen, um ihm seine Witwe zu stehlen, fünfzehn Monate zu warten und sich dann zum Cölibat zu entschließen, erschien ihm lächerlich und entlockte ihm ein Lächeln. War er übrigens nicht mit Theresen durch Bande des Blutes und des Greuels verbunden? Er fühlte, wie es dumpf in ihm aufschrie, er gehörte ihr. Er hatte Furcht vor seiner Mitschuldigen; wenn er sie nicht heiratete, würde sie vielleicht aus Rache und Eifersucht alles vor Gericht anzeigen. Diese Gedanken jagten sich in seinem Hirn, das Fieber packte ihn von neuem, und als er eines Abends den Laden schloß, hielt er Therese einen Augenblick in dem Durchgang zurück und sprach eifrig in sie ein.

„Ich warte jetzt, glaube ich, lange genug," erklärte er schließlich, „und bin des Wartens müde."

Therese sah ihn scharf an; sie schien zu zögern; dann versetzte sie endlich in schroffem Tone:

„Gut! heiraten wir uns!"

XVII.

Erregten Geistes verließ Laurent den Durchgang, ging nach den Quais zu und hielt seinen Hut in der Hand, um die frische Abendluft ins Gesicht zu bekommen.

Als er in der Rue Saint-Victor angelangt war und vor der Thür seines Hauses stand, hatte er Furcht hinaufzugehen und allein zu sein. Ein kindischer, unerklärlicher, unvorhergesehener Schrecken ließ ihn befürchten, er könne einen Menschen in seiner Dachkammer finden, der sich dort versteckt hätte. Nie war er derartigen Furchtanwandlungen unterworfen gewesen. Er suchte nicht einmal, sich den seltsamen Schauder zu erklären, der ihn packte, sondern trat in eine Weinstube, wo er eine Stunde, bis Mitternacht, stumm und unbeweglich sitzen blieb, und mechanisch große Gläser Wein trank.

Man schloß die Kneipe und setzte ihn vor die Thür. Er ging wieder hinein und bat um Streichhölzer. Das Bureau des Hotel garni befand sich im ersten Stock. Laurent mußte einen langen Gang entlang wandern und einige Stufen hinaufsteigen, bevor er sein Licht nehmen konnte. Dieser Gang, dieser Treppenabsatz, der in schrecklicher Finsternis dalag, flößte ihm Entsetzen ein. Gewöhnlich ging er seelenruhig an diesen Schatten vorbei. An diesem Abend wagte er nicht, zu klingeln und sagte sich, es wären da vielleicht in der von dem Keller gebildeten Nische Mörder, die ihm plötzlich an die Kehle springen würden, wenn er vorüberginge. Endlich klingelte er, zündete ein Streichholz an und entschloß sich, den Gang zu betreten. Das Streichholz ging aus. Keuchend vor Angst, blieb er stehen, wagte nicht zu entfliehen und rieb die Streichhölzer an der feuchten Wand mit einem Angstgefühl, daß ihm die Finger zitterten. Er glaubte Stimmen und das Geräusch von Schritten zu hören, die vor ihm hergingen. Die Streichhölzer zerbrachen zwischen seinen Fingern. Endlich gelang es ihm, eines anzuzünden. Der Schwefel begann zu kochen und das Holz mit einer Langsamkeit zu entzünden, die die Angst Laurents verdoppelte; in der blassen und bläulichen Helle des Schwefels, in den flackernden, umherhuschenden Lichtstreifen glaubte er, ungeheuerliche Gestalten zu unterscheiden. Dann prasselte das Streichholz auf, das Licht ward weiß und hell. Erleichtert trat Laurent mit größter Vorsicht näher, wobei er eifrig bemüht war, das Licht nicht auszulöschen. Als er an dem Keller vorübergehen mußte, drückte er sich an die gegenüberliegende Wand; da drüben ballten sich dichte Schatten, die ihm den Atem raubten. Dann überschritt er schnell die wenigen Stufen, die ihn vom Bureau des Hotels trennten, und glaubte sich gerettet, als er sein Licht in der Hand hielt. Er stieg die übrigen Etagen langsamer hinauf, indem er das Licht hochhielt und in alle Winkel leuchtete, an denen er vorbeigehen mußte. Die großen, seltsamen Schatten, die hin- und herhuschten, wenn man mit einem Licht über eine Treppe geht, erfüllten ihn mit einem unnennbaren Unbehagen, als sie sich vor ihm aufrollten und plötzlich wieder verschwanden.

Als er oben war, öffnete er seine Thür und schloß sich schnell ein. Seine erste Sorge war, unter dem Bett nachzusehen und das

Zimmer genau zu untersuchen, ob sich niemand darin versteckt hätte. Er schloß das Dachfenster und dachte sich dabei, es könnte wohl jemand durch dasselbe eingestiegen sein. Als er diese Vorkehrungen getroffen hatte, fühlte er sich ruhiger und kleidete sich aus, wobei er sich über seine Feigheit höchlichst wunderte. Schließlich lächelte er und nannte sich ein Kind. Nie war er furchtsam gewesen, und darum konnte er sich diesen plötzlichen Anfall von Schreck gar nicht erklären.

Er legte sich zu Bett. Als er in den warmen Kissen lag, dachte er von neuem an Therese, die er in seiner Angst ganz vergessen hatte. Die Augen hartnäckig geschlossen haltend, suchte er den Schlaf; doch unwillkürlich fühlte er, wie seine Gedanken arbeiteten, sich aufdrängten, sich miteinander verbanden und ihm alle Vorteile vorstellten, die ihm aus einer möglichst baldigen Heirat erwachsen würden. Zeitweise drehte er sich um und sagte sich: „Denken wir nicht mehr; schlafen wir! ich muß morgen früh um acht Uhr aufstehen, um ins Bureau zu gehen.“ Damit bemühte er sich, in Schlaf zu verfallen. Doch die Gedanken kehrten einer nach dem andern zurück; die dumpfe Arbeit des Grübelns begann aufs neue; bald befand er sich wieder in einem Zustand qualvollen Träumens, der ihm die Notwendigkeit seiner Heirat bewies und ihm die Argumente lieferte, die ihm seine Klugheit für und gegen die Verbindung mit Theresen anführte.

Als er dann einsah, daß er nicht schlafen konnte, legte er sich auf den Rücken, riß die Augen weit auf und ließ die Erinnerung an die junge Frau von neuem in sein Hirn einziehen. Doch auch das half nichts; wieder packte ihn die Angst, eine thörichte, erdrückende Angst. Mißtrauisch blickte er sich im Zimmer um und sah weiße Lichtstreifen hin- und herhuschen; nun stieg er wieder leise, mit unendlicher Vorsicht und ängstlicher Hast in sein Bett, kauerte sich hier zusammen und versteckte sich in den Kissen, gerade, als wolle er sich einer Waffe, einem Messer entziehen, das ihn bedroht hatte.

Das Blut war ihm heftig zu Halse geströmt, und der Hals brannte. Er fuhr mit der Hand dahin und fühlte unter den Fingern die Narbe von Camilles Biß, den er fast schon vergessen hatte. Er war entsetzt, als er sie auf der Haut wiederfand und glaubte, sie zerfresse ihm das Fleisch. Schnell hatte er die Hand fortgenommen, um sie nicht mehr zu fühlen; doch er fühlte sie immerfort, wie sie mit verzehrender Gewalt seinen Hals durchlöcherte. Nun wollte er sie sacht mit der Nagelspitze fortkratzen; doch das schreckliche Brennen wurde nur noch heftiger. Um die Haut nicht zu zerreißen, preßte er die beiden Hände zwischen die übereinandergeschlagenen Kniee. Starr und steif blieb er mit brennendem Halse liegen, und seine Zähne klapperten vor Furcht.

Jetzt richteten sich seine Gedanken mit schrecklicher Starrheit auf Camille. Bis dahin hatte der Ertränkte Laurents Nächte

nicht gestört. Doch nun führte der Gedanke an Therese das Gespenst ihres Gatten mit herbei. Der Mörder wagte nicht mehr, die Augen aufzuschlagen; er fürchtete, sein Opfer in einem Winkel des Zimmers zu bemerken. In einem Augenblick war es ihm, als würde sein Bett ganz merkwürdig geschüttelt; er bildete sich ein, Camille habe sich unter dem Bette versteckt und er bewege es so, um ihn herauszuwerfen und zu beißen. Entsetzt, mit gesträubten Haaren klammerte er sich an seine Matratze, denn er glaubte, die Stöße würden immer heftiger.

Dann bemerkte er, daß das Bett sich nicht mehr bewege, und es trat ein Rückschlag ein. Er setzte sich in seinem Bette auf, zündete sein Licht an und schalt sich einen Dummkopf. Um sein Fieber zu beruhigen, goß er ein großes Glas Wasser hinunter.

„Ich hatte Unrecht, in der Kneipe so viel Wein zu trinken," dachte er ... „Ich weiß nicht, was ich heute Nacht habe. Das ist ja albern. Ich werde heute im Bureau wie zerschlagen sein. Ich hätte gleich schlafen sollen, als ich mich ins Bett legte, und nicht an so viele Dinge denken dürfen; das hat mir die Schlaflosigkeit bereitet .... Jetzt aber will ich schlafen!"

Von neuem blies er das Licht aus, und steckte etwas erfrischt, und fest entschlossen, an nichts mehr zu denken und keine Furcht mehr zu haben, den Kopf in die Kissen. Die Ermattung begann seine Nerven abzuspannen.

Er verfiel nicht in seinen gewöhnlichen schweren Schlaf, sondern glitt langsam in einen unbestimmten Halbschlummer. Er war gleichsam eingelullt und in einen Dusel verfallen. Während des Schlummers fühlte er seinen Körper; sein Verstand blieb noch in dem regungslosen Fleische. Die Gedanken, die auf ihn einstürmten, hatte er verjagt und sich gegen das Wachbleiben gewehrt. Als er dann eingeschlafen war, als die Kräfte ihn verließen und der Wille ihm versagte, kehrten die Gedanken leise wieder und nahmen von seinem abgespannten Wesen aufs neue Besitz. Seine Träumereien begannen wieder. Er legte den Weg zurück, der ihn von Therese trennte, er stieg hinunter, lief eiligst an dem Keller vorüber und befand sich draußen; er verfolgte alle Straßen, die er schon vorher durchschritten hatte, als er mit offenen Augen träumte; dann betrat er den Durchgang und klopfte an Theresens Thür. Doch anstatt der jungen Frau öffnete ihm Camille, wie er ihn in der Morgue gesehen, gräulich und scheußlich entstellt. Der Leichnam streckte ihm mit häßlichem Lachen die Arme entgegen und zeigte dabei ein Stückchen schwärzlicher Zunge zwischen den weißen Zähnen.

Laurent stieß einen Schrei aus und fuhr jäh empor. Ein eisiger Schweiß bedeckte seinen Körper. Er zog die Decke über die Augen und schimpfte und fluchte über sich selbst. Dann wollte er wieder einschlafen.

Wie vorher schlief er wieder, aber langsam, ein; dieselbe Mattigkeit überkam ihn, und sobald ihm der Wille von neuem in der Betäubung des Halbschlummers entschwunden war, machte er sich wieder auf den Weg, kehrte dahin zurück, wohin ihn seine fixe Idee führte, lief, um Therese zu sehen, und wieder öffnete ihm der Ertrunkene die Thür.

Entsetzt richtete sich der Elende in seinem Bette auf. Um alles in der Welt hätte er diesen fürchterlichen Traum fortjagen mögen. Er wünschte sich einen Bleischlummer herbei, der alle seine Gedanken erdrückte. So lange er sich wachhielt, hatte er genügend Energie, um das Gespenst seines Opfers zu verjagen; doch sobald er nicht mehr Herr seines Geistes war, führte ihm seine Phantasie das Schreckbild wieder vor.

Immer wieder versuchte er zu schlafen, und immerfort verfiel er in Erschlaffung, aus der ihn ein plötzliches, grausiges Erwachen herausriß. In seiner wütenden Hartnäckigkeit eilte er stets zu Therese. Doch stets stieß er sich an dem Leichnam Camilles. Mehr als zehnmal legte er den nämlichen Weg zurück, durchrannte dieselben Straßen, durchlebte dieselben Empfindungen, und mehr als zehnmal sah er, wie der Ertrunkene nach ihm seine Arme ausstreckte. Der nämliche unheimliche Schluß weckte ihn jedesmal, und eine Stunde hindurch lebte Laurent in dieser unaufhörlichen Folge von Alpdrücken, in diesem bösen Traum, der sich fortwährend wiederholte und ihn bei jedesmaligem Auffahren mit immer größerem Entsetzen erfüllte.

Eine dieser Erschütterungen, die letzte, war so heftig, so schmerzvoll, daß er sich entschloß, aufzustehen und nicht weiter zu kämpfen. Der Tag brach an; ein graues, blasses Licht drang durch das Fenster, das ein weißlich aschfarbenes Viereck in die Himmelsfläche schnitt.

Laurent kleidete sich langsam, mit dumpfem Zorn an. Er war wütend, daß er nicht geschlafen hatte, wütend, daß er sich von einem Angstgefühl hatte bezwingen lassen, das er jetzt als Kinderei bezeichnete. Während er sein Beinkleid anzog, streckte er seine Glieder, reckte die Arme und rieb sich mit den Händen über sein zerschlagenes und von einer im Fieber verbrachten Nacht entstelltes Gesicht. Dabei wiederholte er:

„Ich hätte an das alles nicht denken dürfen; dann hätte ich geschlafen, und wäre jetzt frisch und munter ...“

Er goß sich Wasser ins Gesicht und kämmte sich die Haare. Diese Toilette erfrischte ihn und verscheuchte seine letzten Beklemmungen. Er urteilte freier und verspürte nur noch eine starke Mattigkeit in allen Gliedern.

„Ich bin doch kein Hasenfuß,“ sagte er sich, während er sich zu Ende ankleidete, „und frage den Teufel nach Camille ... Es ist albern zu glauben, der arme Kerl liege unter meinem Bett.

Jetzt werde ich das vielleicht jede Nacht glauben ... Ich muß mich so schnell wie möglich verheiraten, dann werde ich nicht mehr an Camille denken ... Aber sehen wir uns doch einmal die Bißwunde an."

Er näherte sich seinem Spiegel, streckte den Hals aus und blickte hin. Die Narbe war blaßrot. Als Laurent die Spur der Zähne seines Opfers bemerkte, empfand er eine eigentümliche Aufregung, das Blut stieg ihm zu Kopf, und er bemerkte nun ein seltsames Phänomen. Die Wunde war von der aufsteigenden Flut purpurrot geworden, sie ward stark und blutig und hob sich tiefrot von dem feisten, weißen Halse ab. Gleichzeitig empfand Laurent ein scharfes Prickeln, als hätte man ihm Nadeln in die Wunde gebohrt. Schnell schlug er den Hemdkragen in die Höhe und sagte:

„Ach was! ich bin doch furchtbar albern, an solche Dinge zu denken!"

Er setzte seinen Hut auf und ging hinunter. Luft mußte er haben; auch verspürte er das Bedürfnis, zu gehen. Als er an der Kellerthür vorüberkam, lächelte er, versicherte sich aber trotzdem der Festigkeit des Hakens, der die Thür schloß. Draußen ging er mit langsamen Schritten in der frischen Morgenluft über die einsamen Trottoirs. Es war ungefähr fünf Uhr.

Laurent verbrachte einen gräßlichen Tag. Er mußte gegen die heftige Schlaflust ankämpfen, die ihn während des Nachmittags in seinem Bureau packte. Sein Kopf, der ihn zum Zerspringen schmerzte, neigte sich unwillkürlich, und er hob ihn schnell wieder hoch, sobald er die Schritte eines Vorgesetzten vernahm. Dieser Kampf, diese Erschütterung brachen ihm seine Glieder vollends und bereiteten ihm unerträgliche Angstanfälle.

Abends wollte er trotz seiner Müdigkeit Therese aufsuchen. Er fand sie fieberhaft erregt, niedergedrückt, müde, wie er selbst es war.

„Unsere arme Therese hat eine böse Nacht verbracht," sagte Madame Raquin, als er sich gesetzt hatte. Sie scheint häßliche Träume, Alpdrücken gehabt zu haben, und hat die ganze Nacht schlaflos dagelegen ... Mehreremals habe ich sie schreien hören. Heute morgen war sie ganz krank."

Während ihre Tante sprach, betrachtete Therese mit starren Blicken Laurent. Jedenfalls errieten sie ihre gemeinsamen Beklemmungen, denn derselbe nervöse Schauder lief über ihre Gesichter. Bis zehn Uhr blieben sie einander gegenüber sitzen, sprachen von alltäglichen Dingen, und beschworen sich im Verständnis ihrer Lage beide mit den Blicken, den Augenblick zu beschleunigen, da sie sich gegen den Ertrunkenen verbinden konnten.

XVIII.

Auch Therese war in dieser Nacht von dem Schreckgespenst Camilles heimgesucht worden. Es war zu derselben Stunde bei dieser Frau und diesem Mann eine Art nervöser Abspannung eingetreten, die sie unter Schreck und Entsetzen wieder in den Bann ihrer schrecklichen Liebe stellte. Eine Art Blutsverwandtschaft hatte sich zwischen ihnen vollzogen. Sie schauderten in demselben Entsetzen, und ihre Herzen schnürten sich in quälender Verbrüderung in dem nämlichen Gefühl der Angst zusammen.

Ueber ein Jahr trugen Therese und Laurent die an ihre Glieder geschmiedete Kette, die sie vereint, und zwar erschien sie ihnen leicht; in der nach der heftigen Krisis des Mordes eintretenden Abspannung, in dem Widerwillen und dem Verlangen nach Ruhe und Vergessenheit, das dann gefolgt war, hatten diese beiden Galeerensträflinge glauben können, sie wären frei, und es fessele sie kein eisernes Band mehr; die gelockerte Kette schleppte am Boden; sie ruhten sich aus, fühlten sich im Banne einer Art glücklichen Stumpfsinns, und suchten mit klugem Gleichmaß weiter zu leben. Doch am Tage, da sie, von den Thatsachen getrieben, aufs neue leidenschaftliche Worte ausgetauscht, spannte sich die Kette wieder heftig an, und sie empfanden eine so heftige Erschütterung, daß sie sich auf ewig aneinander gefesselt fühlten.

Schon am nächsten Tage machte sich Therese ans Werk und arbeitete daran, ihre Ehe mit Laurent herbeizuführen. Das war ein schwieriges, gefahrvolles Unternehmen.

Die Komödie dauerte lange und war schwer zu spielen. Therese und Laurent gingen mit äußerster Klugheit zu Werke und berechneten die geringste Bewegung, das unbedeutendste Wort. Im Grunde genommen wurden sie von einer Ungeduld verzehrt, die alle ihre Nerven anspannten. Sie lebten in beständiger Aufregung, und es bedurfte ihrer ganzen Feigheit, um eine friedliche und lächelnde Miene zu zeigen.

Wenn sie Eile hatten, zu Ende zu kommen, so hatte das darin seinen Grund, daß sie nicht mehr allein und getrennt bleiben konnten. In jeder Nacht suchte sie der Ertrunkene heim, die Schlaflosigkeit warf sie auf ein Bett glühender Kohlen und wandte sie mit feurigen Zangen hin und her. Wenn die Dämmerung hereingebrochen war, wagte Therese nicht mehr, in ihr Zimmer hinaufzugehen; sie empfand eine lebhafte Angst, wenn sie sich bis zum Morgen in diesem großen Zimmer einschließen mußte, das von seltsamen Lichtern erhellt wurde und sich mit Phantomen bevölkerte, sobald das Licht erloschen war. Schließlich ließ sie ihre Kerzen brennen, um nicht mehr zu schlafen und ihre Augen stets weit geöffnet zu halten. Und wenn die Müdigkeit ihre Augen schloß, so sah sie Camille im Dunkeln und schnell riß sie sie wieder auf. Morgens schleppte sie sich zerschlagen hinunter, denn sie

hatte nur wenige Stunden geschlafen. Was Laurent anbetraf, so war er wirklich seit dem Tage feig geworden, als er an der Kellerthür vorbeigegangen war und Furcht bekommen hatte; vorher lebte er in stumpfsinnigem Vertrauen dahin; jetzt zitterte er beim leisesten Geräusch und wurde blaß wie ein kleiner Junge. Ein Schauder des Schreckens und Entsetzens hatte plötzlich seine Glieder geschüttelt und ihn nicht mehr verlassen. In der Nacht litt er noch schwerer als Therese; die Furcht richtete in diesem großen, schlaffen und feigen Körper tiefe Verheerungen an. Mit gräßlicher Angst sah er den Tag zur Neige gehen. Es passierte ihm wiederholt, daß er nicht mehr nach Hause gehen wollte, und ganze Nächte damit zubrachte, durch die einsamen Straßen zu wandeln. Einmal blieb er bei einem heftigen Regen unter einer Brücke bis zum Morgen; hier saß er erstarrt und zusammengekauert, wagte nicht, sich zu erheben, um auf den Quai zu gehen und betrachtete fast sechs Stunden lang das schmutzige Wasser, das in dem weißlichen Schatten dahinfloß; zeitweise preßte er sich vor Angst auf die feuchte Erde, und über den Brückenbogen glaubte er lange Scharen Ertrunkener ziehen zu sehen, die sich der Strömung anschlossen. Wenn ihn die Müdigkeit endlich nach Hause trieb, dann schloß er sich doppelt ein und kämpfte hier bis zum Tagesanbruch unter entsetzlichen Fieberanfällen.

Therese wünschte sich einzig und allein nur darum zu verheiraten, weil sie Furcht hatte. Sie stand unter dem Einfluß einer Nervenerschütterung, die sie gleichsam toll machte. Eigentlich überlegte sie nicht, sondern stürzte sich in die Leidenschaft, denn ihr Geist war von den Romanen zerrüttet, die sie gelesen, ihr Körper von den gräßlichen schlaflosen Nächten erregt, die sie seit mehreren Wochen durchlebte.

Laurent, der ein schwerfälligeres Temperament besaß, suchte, während er seinen Angstgefühlen nachgab, doch auch einen triftigen Grund für seinen Entschluß zu finden. Um sich zu beweisen, daß die Heirat notwendig war, und er schließlich vollkommen glücklich werden würde, und um die unbestimmten Furchterscheinungen zu zerstreuen, die ihn quälten, stellte er wieder die Berechnungen von früher an. Sein Vater, der Bauer in Jeufosse, wollte noch immer nicht sterben, und er sagte sich, daß die Erbschaft noch recht lange auf sich warten lassen könne; er fürchtete sich sogar, diese Erbschaft könne ihm entgehen und in die Taschen eines seiner Vettern wandern, eines kräftigen Burschen, der die Erde zur lebhaften Befriedigung des alten Laurent bestellte. Er würde stets arm bleiben, würde allein in einer Dachkammer leben, schlecht schlafen und noch schlechter essen. Uebrigens hatte er auch nicht die Absicht, sein ganzes Leben lang zu arbeiten; er fing an, sich in seinem Bureau ganz gehörig zu langweilen; die leichte Arbeit, die ihm übertragen war, wurde zu schwer für seine Faulheit. Das Ergebnis seiner Betrachtungen war stets, daß

das höchste Glück im Nichtsthun besteht. Dann erinnerte er sich, daß er Camille ertränkt, um Therese zu heiraten und dann nicht mehr arbeiten zu müssen. Allerdings hatte der Wunsch, Therese sein zu nennen, stark zu dem Verbrechen beigetragen, doch er war zum Morde vielleicht noch mehr durch die Hoffnung veranlaßt worden, sich an Camilles Seite zu setzen, sich wie er pflegen zu lassen und sich einer fortwährenden Behaglichkeit zu erfreuen; wäre nur die Leidenschaft sein Beweggrund gewesen, so hätte er nicht so viel Feigheit, so viel Klugheit gezeigt, in Wahrheit hatte er sich durch einen Mord nur ein ruhiges, bequemes Leben verschaffen wollen. Alle diese Gedanken, ob er sie sich nun eingestanden, ob er sie unbewußt mit sich herumgetragen, traten wieder vor ihn hin. Um sich Mut zu machen, wiederholte er sich, es wäre an der Zeit, aus Camilles Tode Nutzen zu ziehen, und nun stellte er sich alle Vorteile, alle Vorzüge seines künftigen Lebens vor; er würde seine Bureaustellung aufgeben, würde nach Herzenslust essen, trinken und schlafen; dann würde er auch bald die 40 000 Francs der Madame Raquin erben, denn die arme Alte starb jeden Tag ein bißchen ab; kurz, er würde sich das Leben eines glücklichen Tieres schaffen und alles vergessen. Zu jeder Stunde sagte sich Laurent das alles, seit die Heirat zwischen ihm und Therese bestimmt war; er suchte noch andere Vorzüge und war überglücklich, wenn er ein neues Argument zu finden geglaubt, das er aus seinem Egoismus geschöpft und das ihn nötigte, die Witwe des Ertrunkenen zu heiraten. Doch er mochte sich noch so sehr zu hoffen zwingen, er mochte noch so sehr von einem faulen und bequemen Leben träumen, er fühlte stets heftige Schauer über seine Haut laufen, und stets empfand er auf Augenblicke eine Angst, die seine Freude schon im Keime erstickte.

XIX.

Indessen hatte die stille, aber geschäftige Arbeit Laurents und Thereses Resultate aufzuweisen. Therese hatte eine düstere und verzweifelte Miene angenommen, die Madame Raquin nach einigen Tagen beruhigte. Die Alte wollte wissen, was ihre Nichte so traurig stimmte. Die junge Frau spielte ihre Rolle als untröstliche Witwe mit ausnehmender Gewandtheit; sie sprach von Langeweile, Abspannung, nervösen Schmerzen, aber in unbestimmter Weise, ohne sich genau auszudrücken. Als ihre Tante mit Fragen in sie drang, erwiderte sie, sie fühle sich wohl, sie wisse nicht, was sie so niederdrücke, und sie weine, ohne zu wissen warum. Die junge Frau, die vollständig gebrochen war und langsam an einem unbekannten Uebel zu sterben schien, fing an, Madame Raquin ernsthafte Sorge zu machen; sie hatte nichts weiter auf der

Welt als ihre Nichte und bat jeden Tag zu Gott, er möge ihr dieses Kind erhalten, das ihr die Augen zudrücken sollte.

Unter so ernsten Umständen glaubte sie die Ansicht ihres alten Freundes Michaud einholen zu müssen. Eines Donnerstagabends hielt sie ihn im Laden zurück und erzählte ihm ihre Befürchtungen.

„Ja, du lieber Gott," erklärte der Greis mit der offenen Derbheit seiner früheren Stellung; „ich bemerkte schon lange, daß es mit Therese nicht richtig ist, und weiß auch warum."

„Sie wissen, warum?" fragte die Alte. „Sprechen Sie schnell! O, wenn wir sie nur heilen können!"

„Das Rezept ist leicht," fuhr Michaud lachend fort. „Ihre Nichte langweilt sich. Verheiraten Sie sie so schnell als möglich. Das ist meine Ansicht, verehrte Frau, und glauben Sie mir, sie ist gut."

Madame Raquin konnte sich nicht gleich an den Gedanken gewöhnen, daß ihr Sohn schon vergessen war. Sie weinte, und es kam ihr vor, als wäre Camille zum zweitenmal gestorben. Als sie sich dann ausgeweint hatte, dachte sie unwillkürlich an Michauds Worte, und sie gewöhnte sich an den Gedanken, ein bißchen Glück um den Preis einer Heirat zu erkaufen, die im Zartgefühl ihrer Erinnerung ihren Sohn zum zweitenmal tötete. Sie ward feig, wenn sie sich in der eisigen Stille des Ladens der traurigen und beklommenen Therese gegenüber sah. Seit ihre Nichte nicht mehr sprach und blaß und schwach dasaß, wurde ihr das Leben unerträglich, und der Laden erschien ihr wie ein Grab; sie hätte gern eine warme Zuneigung, Leben, Zärtlichkeit, kurzum, etwas Gutes und Sanftes um sich gesehen, das ihr die Möglichkeit schuf, den Tod in Frieden zu erwarten. Diese unbewußten Wünsche ließen sie auf den Plan, Therese wieder zu verheiraten, eingehen; sie vergaß sogar ein wenig ihren Sohn; dieser Plan wirkte in der toten Existenz, die sie führte, wie ein Erwachen; sie zeigte Willenskraft, und ihr Geist fand neue Beschäftigung. Sie suchte einen Gatten für ihre Nichte, und dieser Gedanke füllte ihren Kopf aus. Die Wahl eines Gatten war eine wichtige Angelegenheit; die arme Alte dachte dabei noch mehr an sich als an Therese; sie wollte sie so verheiraten, daß sie selbst glücklich wurde, denn sie fürchtete stark, der neue Gatte ihrer Nichte werde die letzten Stunden ihres Alters trüben. Der Gedanke, sie solle einen fremden Menschen in ihr tägliches Leben einführen, erfüllte sie mit Entsetzen; nur dieser Gedanke hielt sie auf und verhinderte sie, mit ihrer Nichte offen von der Ehe zu sprechen. Während Therese mit jener vollendeten Heuchelei, die ihr ihre Erziehung verliehen hatte, die Komödie der Langweile und Niedergeschlagenheit führte, hatte Laurent die Rolle eines diensteifrigen und feinfühligen Menschen übernommen. Er war liebe-

voll um die beiden Frauen bemüht, besonders um Madame Raquin, die er mit zarten Aufmerksamkeiten überhäufte. Nach und nach machte er sich in dem Laden unentbehrlich; er allein brachte ein bischen Heiterkeit in dies finstere Loch. Wenn er abends nicht da war, wurde die alte Frau unruhig; sie fühlte sich unbehaglich, gerade, als wenn ihr etwas fehle; ja, sie hatte fast Furcht, mit Theresens Verzweiflung allein zu sein. Uebrigens blieb Laurent nur deshalb einen Abend fort, um seine Macht zu erhöhen; er kam alle Abend, wenn er sein Bureau verließ, in den Laden und blieb hier bis zum Geschäftsschluß. Er machte die Besorgungen, er gab Madame Raquin, die nur mühsam gehen konnte, die kleinen Gegenstände, die sie brauchte, dann setzte er sich und plauderte. Er hatte sich eine sanfte und durchdringende Schauspielerstimme angeeignet, die er gebrauchte, um den Ohren und dem Herzen der guten Alten zu schmeicheln. Ganz besonders schien er sich für Theresens Gesundheit zu beunruhigen, aber nur als Freund, als zartfühlender Mensch, dessen Seele unter dem Leiden eines andern leidet. Wiederholt nahm er Madame Raquin beiseite, und ängstigte sie, indem er selbst sehr erschreckt über die Veränderungen und Verwüstungen that, die er auf dem Gesicht der jungen Frau wahrzunehmen glaubte.

„Wir werden sie bald verlieren,“ flüsterte er mit Thränen in der Stimme. „Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß sie sehr krank ist. Ach, unser armes Glück, unsere guten, ruhigen Abende!“

Madame Raquin hörte ihn ängstlich an. Laurent trieb die Kühnheit sogar so weit, von Camille zu sprechen.

„Sehen Sie,“ sagte er zu der alten Frau, „der Tod meines armen Freundes ist ein schrecklicher Schlag für sie gewesen. Sie stirbt langsam seit zwei Jahren, seit dem verhängnisvollen Tage, an dem sie Camille verloren hat. Nichts wird sie trösten, nichts wird sie heilen. Wir müssen uns in das Entsetzliche fügen.“

Während der ganzen Unterhaltung schwamm Madame Raquin in Thränen und sah nichts um sich her. Während sie weinte, dachte sie daran, daß Laurent ein liebevolles und großmütiges Herz besaß; er allein erinnerte sich ihres Sohnes, er allein sprach noch von ihm mit zitternder und bewegter Stimme. Sie trocknete ihre Thränen, blickte den jungen Mann mit unendlicher Zärtlichkeit an und liebte ihn wie ihr eigenes Kind.

Eines Abends befanden sich Michaud und Grivet bereits in dem Eßzimmer, als Laurent eintrat, sich Theresen näherte und sie mit sanfter Unruhe nach ihrer Gesundheit fragte. Er setzte sich einen Augenblick neben sie und spielte für die anwesenden Personen seine Rolle als liebevoller und erschreckter Freund. Als die jungen Leute nebeneinander saßen und einige Worte wechselten, beugte sich Michaud, der sie beobachtete, zu der alten Frau hinüber und sagte ganz leise, auf Laurent deutend:

„Sehen Sie, das ist der Mann, den Ihre Nichte braucht. Arrangieren Sie diese Heirat, wir werden Ihnen behilflich sein, wenn es nötig ist.“

Madame Raquin war wie von einem Lichtstrahl getroffen worden; sie sah mit einem Male alle Vorteile, die sie persönlich von einer Heirat Laurents mit Theresen haben würde. Diese Heirat würde die Bande nur fester knüpfen, die sie schon, sie und ihre Nichte, mit dem Freunde ihres Sohnes, dem trefflichen Herzen vereinte, der jetzt jeden Abend zu ihnen kam, um sie zu zerstreuen. Auf diese Weise brachte sie keinen Fremden in ihr Haus und setzte sich nicht der Gefahr aus, unglücklich zu werden; im Gegenteil, wenn sie Laurent ihre Nichte gab, so würde sie ihrem Alter eine neue Freude bereiten und einen zweiten Sohn in diesem jungen Menschen finden, der ihr seit drei Jahren eine kindliche Zuneigung entgegen brachte. Dann kam es ihr auch vor, als wäre Therese dem Andenken Camilles weniger untreu, wenn sie Laurent heiratete.

Michaud hatte, bevor er sich verabschiedete, eine kurze leise Unterhaltung mit Madame Raquin; dann nahm er auffällig Laurent unter den Arm und erklärte ihm, er werde ihn ein Stück Weges begleiten. Laurent wechselte, als er sich entfernte, einen schnellen Blick mit Therese, der eine ernste Ermahnung enthielt.

Michaud hatte es übernommen, das Terrain zu sondieren. Er fand den jungen Mann sehr zuvorkommend und liebevoll den Damen gegenüber, doch das Projekt einer Heirat zwischen Therese und ihm überraschte ihn im höchsten Grade. Laurent fügte mit bewegter Stimme hinzu, er liebe die Witwe seines armen Freundes wie eine Schwester, und er glaube, eine wahre Gotteslästerung zu begehen, wenn er sie heiratete. Der alte Polizeikommissar ließ nicht ab, ihn zu bestürmen; er führte hundert triftige Gründe an, um eine Einwilligung zu erlangen; er sprach sogar von Ergebenheit und ging soweit, dem jungen Manne zu sagen, seine Pflicht gebiete ihm, Madame Raquin einen Sohn und Therese einen Gatten zu geben. Nach und nach ließ sich Laurent überzeugen, er that, als gäbe er den Gründen nach, als betrachte er den Gedanken der Heirat wie vom Himmel gefallen, wie von der Ergebenheit und Pflicht diktiert, wie der alte Michaud sagte. Als dieser ein bestimmtes „Ja“ erhalten hatte, verließ er seinen Gefährten, sich vergnügt die Hände reibend; er glaubte eben einen großen Sieg errungen zu haben und beglückwünschte sich, daß er zuerst den Gedanken gehabt, diese Heirat zu stiften, die den Donnerstagsabenden ihre alte Gemütlichkeit wieder geben würde.

Während Michaud so mit Laurent plauderte, hatte Madame Raquin fast dieselbe Unterhaltung mit Therese. Im Augenblick, da ihre Nichte sich blaß und taumelnd wie stets, zurückziehen wollte, hielt sie die alte Frau einen Augenblick zurück. Sie

fragte sie mit zärtlicher Stimme, flehte sie an, aufrichtig zu sein, und ihr die Ursachen des Kummers, der sie niederbeugte, zu gestehen. Als sie dann nur unbestimmte Antworten erhielt, sprach sie von der Leere der Witwenschaft und kam nach und nach darauf, das Anerbieten einer neuen Ehe zu präcisieren; ja, sie fragte Therese zuletzt klipp und klar, ob sie nicht den geheimen Wunsch hege, sich wieder zu verheiraten. Therese schien entrüstet, und erklärte, sie denke nicht daran und wolle Camille treu bleiben. Madame Raquin fing an zu weinen. Sie sprach gegen ihr Herz und gab zu verstehen, die Verzweiflung dürfe nicht ewig währen; schließlich nannte sie als Antwort auf einen Schrei der jungen Frau, welche erklärte, es gäbe keinen Ersatz für Camille, Laurent gerade heraus. Dann erging sie sich mit einer Flut von Worten über die Berechtigung und Vorteile einer solchen Verbindung; sie schüttete ihr Herz aus und wiederholte laut, was sie den ganzen Abend über gedacht; sie schilderte mit naivem Egoismus das Bild ihres letzten Glückes an der Seite ihrer beiden teuren Kinder. Therese hörte ihr gesenkten Hauptes, resigniert und gehorsam zu, gern bereit, ihre geringsten Wünsche zu erfüllen.

„Ich liebe Laurent wie einen Bruder," sagte sie in traurigem Tone, als ihre Tante schwieg. „Da Sie es wünschen, werde ich versuchen, ihn wie einen Gatten zu lieben. Ich will Sie glücklich machen... Ich hoffte, Sie würden mich in Frieden weinen lassen, doch ich werde meine Thränen trocknen, denn es handelt sich ja um Ihr Glück."

Sie umarmte die alte Dame, die überrscht und erschreckt darüber nachsann, daß sie die erste war, die ihren Sohn vergaß. Als Madame Raquin sich ins Bett legte, schluchzte sie heftig und klagte sich an, daß sie weniger stark gewesen als Therese und aus Egoismus eine Ehe gewollt, auf die die junge Witwe aus bloßer Entsagung einging.

Am nächsten Morgen hatten Michaud und seine alte Freundin eine kurze Unterhaltung im Durchgang vor dem Laden. Sie teilten sich das Resultat ihrer Bemühungen mit, und kamen überein, die Sache schlankweg zu erledigen, indem sie die jungen Leute zwangen, sich noch an demselben Abend zu verloben.

Abends um fünf Uhr war Laurent bereits im Laden. Sobald der junge Mann sich gesetzt hatte, flüsterte ihm der ehemalige Polizeikommissär ins Ohr: „Sie nimmt an."

Dieses brutale Wort wurde von Therese vernommen, die blaß, die Augen starr auf Laurent gerichtet, sitzen blieb. Die beiden Verbrecher sahen sich einige Sekunden an, als wollten sie sich um Rat fragen. Sie begriffen alle beide, daß sie die Situation ohne Zögern annehmen und mit einem Schlage zu Ende kommen mußten. Laurent erhob sich und ergriff die Hand der Madame Raquin, die alle mögliche Anstrengungen machte, um ihre Thränen zurückzuhalten.

„Liebe Mutter," sprach er lächelnd zu ihr; „ich habe gestern mit Herrn Michaud über ihr Glück geplaudert. Ihre Kinder wollen Sie glücklich machen."

Als die arme Alte sich „liebe Mutter" nennen hörte, ließ sie ihre Thränen fließen. Lebhaft ergriff sie Theresens Hand und legte sie in die Laurents, ohne sprechen zu können.

Die beiden Liebenden durchfuhr ein Schauder, als sie fühlten, wie ihre Hände sich berührten. Die Finger in nervösem Druck zusammenschließend, blieben sie stehen, während der junge Mann mit zögernder Stimme fortfuhr:

„Therese, wünschen Sie, daß wir Ihrer Tante eine fröhliche und friedliche Existenz bereiten?"



„Ja," versetzte die junge Frau mit schwacher Stimme, „wir haben eine Pflicht zu erfüllen."

Nun wandte sich Laurent nach Madame Raquin um und fügte mit sehr blassem Antlitz hinzu:

„Als Camille ins Wasser gefallen war, rief er mir zu: ‚Rette meine Frau, ich vertraue sie dir an.' Ich glaube, seinen letzten Wunsch zu erfüllen, indem ich Therese heirate."

Therese ließ Laurents Hand los, als sie diese Worte vernahm. Sie hatte gleichsam einen Schlag in die Brust bekommen. Die Unverschämtheit des Mörders empörte sie, und sie blickte ihn mit blöden Augen an, während Madame Raquin, von Schluchzen erstickt, stammelte:

„Ja, ja, mein Freund, heiraten Sie sie, machen Sie sie glücklich! mein Sohn wird Ihnen aus seinem Grabe danken.“

Laurent fühlte, daß die Beine unter ihm brachen und stützte sich auf eine Stuhllehne. Michaud, der ebenfalls bis zu Thränen gerührt war, stieß ihn zu Therese, indem er sagte:

„Umarmen Sie sich; das soll Ihre Verlobung sein!“

Der junge Mann wurde von einem seltsamen Unbehagen ergriffen, als er seine Lippen auf die Wangen der Witwe drückte, und diese wich heftig zurück, als wäre sie von den beiden Küssen ihres Verlobten verbrannt worden. — Susanne umarmte Theresen stillschweigend. Dieses arme, blasse und halbtote Geschöpf hatte eine innige Freundschaft zu der düsteren und starren jungen Witwe gefaßt und liebte sie wie ein Kind mit ehrfurchtsvollem Schrecken. Alles in allem war die Gesellschaft vergnügt, entzückt, und erklärte, jetzt wäre alles zum besten eingerichtet; eigentlich sahen sie sich bereits auf der Hochzeit.

Die Haltung Laurents und Theresens blieb ernst und würdevoll. Sie bewiesen sich gegenseitig eine einfache, zärtliche und zuvorkommende Freundschaft. Sie machten den Eindruck, als vollführten sie eine Handlung innigster Ergebenheit. Nichts ließ in ihren Gesichtern auf die Schrecknisse und Wünsche schließen, die sie erschütterten. Madame Raquin betrachtete sie mit blassem Lächeln, mit mattem, dankbarem Wohlwollen.

Es waren noch einige Formalitäten zu erfüllen. Laurent mußte an seinen Vater schreiben, um ihn um seine Einwilligung zu bitten. Der alte Laurent in Jeufosse, der fast vergessen hatte, daß er einen Sohn in Paris besaß, erwiderte ihm in vier Zeilen, er könnte sich verheiraten und sich hängen lassen, wenn er wollte; er gab ihm zu verstehen, daß er, fest entschlossen, ihm nie ein Sou zu geben, ihm freie Bestimmung über sein Thun und Treiben ließe und ihm erlaubte, alle Thorheiten der Welt zu begehen. Eine so abgefaßte Heiratserlaubnis beunruhigte Laurent in eigentümlicher Weise.

Madame Raquin hatte, als sie den Brief dieses entarteten Vaters gelesen, eine Anwandlung von Güte, die sie veranlaßte, eine Dummheit zu begehen. Sie verschrieb ihrer Nichte die 40 000 Francs, die sie besaß, sie gab alles für das junge Paar hin, verließ sich auf ihr gutes Herz und wollte ihr ganzes Glück von ihnen haben. Laurent brachte nichts in die Ehe mit; er gab sogar zu verstehen, er würde seine Stellung nicht immer behalten und vielleicht wieder zu malen anfangen. Uebrigens war die Zukunft der kleinen Familie gesichert; die Renten der 40 000 Francs im Verein mit den Erträgnissen des Weißwarenhandels reichten bequem für drei Personen hin. Sie würden vollauf genug haben, um glücklich zu leben.

Die Vorbereitungen zur Heirat wurden beeilt. Man kürzte die Formalitäten so viel wie möglich ab, und endlich rückte der ersehnte Tag heran.

XX.

Am Morgen erwachte Laurent und Therese, jedes in seinem Zimmer, mit demselben Gedanken voll inniger Freude; alle beide sagten sich, daß ihre letzte Schreckensnacht zu Ende war.

Therese erhob sich, dann kleidete sie sich langsam an und wartete auf Susanne, die ihr bei der Hochzeitstoilette behilflich sein sollte.

Laurent setzte sich in seinem Bette auf. Er blieb so einige Minuten sitzen und sagte seiner Dachkammer Lebewohl, die er gräßlich fand. Endlich würde er dieses Loch verlassen. Man befand sich im Dezember. Er schauderte und sprang auf die Diele, indem er sich sagte, heut abend würde er es schon wärmer haben.

Madame Raquin, welche wohl wußte, daß er sich in Geldverlegenheit befand, hatte ihm vor acht Tagen eine Börse mit 500 Francs in die Hand gesteckt, ihre ganzen Ersparnisse. Der junge Mann hatte das Geschenk ungeniert angenommen und sich neu eingekleidet. Das Geld der alten Frau hatte ihm außerdem gestattet, Therese die üblichen Geschenke zu machen.

Die schwarze Hose, der Frack, sowie die weiße Weste, das Hemd und die Kravatte aus feinem Battist lagen auf zwei Stühlen. Laurent seifte sich ein und begoß sich den Körper mit einer Flasche Kölnischen Wassers, dann nahm er eine sorgfältige Toilette vor. Er wollte schön sein. Als er seinen Kragen anknöpfte, einen hohen, steifen Kragen, empfand er einen heftigen Schmerz am Halse; der Kragenknopf fiel ihm aus den Fingern, er wurde ungeduldig, und es kam ihm vor, als schneide ihm der harte Stoff ins Fleisch. Er wollte sehen, woran das lag und hob das Kinn; nun bemerkte er den roten Biß Camilles; der Kragen hatte die Narbe leicht geritzt. Laurent preßte die Lippen zusammen und wurde blaß; der Anblick dieses Fleckens, der den Hals entstellte, erschreckte und erregte ihn in dieser Stunde. Er zerknitterte den Kragen und suchte sich einen anderen aus, den er mit unendlicher Vorsicht anknöpfte. Dann beendete er seine Toilette. Als er hinunterging, beengten ihn seine neuen Kleider; er wagte nicht, den Kopf zu drehen, denn der Hals saß ihm in der steifen Leinwand wie eingeklemmt. Bei jeder Bewegung, die er machte, drückte eine Falte dieser Leinwand auf die Wunde, die die Zähne des Ertrunkenen in sein Fleisch gegraben. Unter dem peinigenden Gefühl dieser scharfen Stiche bestieg er den Wagen und holte Theresen ab, um mit ihr nach der Mairie und der Kirche zu fahren.

Unterwegs nahm er noch einen Beamten der Orléansbahn und den alten Michaud mit, die ihm als Trauzeugen dienen sollten. Als sie im Laden anlangten, war alles bereit; Grivet und Olivier, die Zeugen Theresens, waren da, sowie Susanne, die die Braut betrachteten, wie die kleinen Mädchen die Puppen betrachten, die sie eben angekleidet haben. Madame Raquin wollte,

obwohl sie nicht mehr gehen konnte, ihre Kinder überallhin begleiten. Man hob sie in einen Wagen, und fort ging es. Auf der Mairie und in der Kirche ging alles vorschriftsmäßig zu. Die ruhige und bescheidene Haltung der Gatten wurde bemerkt und gebilligt. Sie sprachen das „Ja" des Sakraments mit einer Rührung, die sogar Grivet zu Herzen ging. Sie lebten gleichsam in einem Traum. Während sie ruhig nebeneinander saßen oder knieten, schossen ihnen unwillkürlich gräßliche Gedanken durch den Sinn und zerfleischten ihnen das Herz. Sie vermieden es, sich ins Gesicht zu sehen. Als sie wieder in den Wagen stiegen, kam es ihnen vor, als wären sie einander noch fremder, als vorher.

Es war bestimmt worden, das Festmahl sollte im Familienkreise in einem kleinen Restaurant auf den Höhen von Belleville stattfinden. Die Michauds und Grivet waren die einzigen Gäste. Bis zur sechsten Stunde fuhr die Hochzeit auf den Boulevards spazieren, dann begab man sich in das Restaurant, wo in einem gelbbemalten Kabinett, das nach Staub und Wein roch, eine Tafel für sieben Personen aufgestellt war.

Als sich Laurent und Therese an der Tafel einander gegenüber saßen, lächelten sie sich mit gezwungener Miene an und fielen immer wieder in ein dumpfes Sinnen zurück; sie aßen, antworteten und bewegten die Glieder wie Maschinen. Mitten in der trägen Schläfrigkeit ihres Geistes kehrten eine und dieselbe Reihe flüchtiger Gedanken unaufhörlich wieder. Sie waren verheiratet und hatten gar nicht die Empfindung einer neuen Lebenslage; und das versetzte sie höchlichst in Erstaunen. Sie bildeten sich ein, ein Abgrund trenne sie noch; und zeitweise fragten sie sich, wie sie diesen Abgrund überschreiten könnten. Sie fühlten ihre Verbindung sozusagen nicht; im Gegenteil, sie träumten, man hätte sie heftig von einander gerissen und sie weit weggetrieben.

Die Gäste, die neben ihnen dumme Witze rissen, wollten, um jede Verlegenheit zu verjagen, gern hören, daß sie sich duzten; doch sie stotterten, wurden rot und konnten sich nicht entschließen, sich vor Fremden wie Liebesleute zu benehmen.

Ihre ganze Vergangenheit war in der langen Wartezeit verschwunden. Sie vergaßen sogar ihre Freude vom Morgen, die innige Freude, die sich ihrer bei dem Gedanken bemächtigt, sie würden jetzt keine Furcht mehr empfinden. Sie waren einfach müde und zerschlagen von all dem, was um sie her vorging; die Ereignisse des Tages wirbelten ihnen durch den Kopf, und erschienen ihnen unbegreiflich und ungeheuerlich. Stumm und lächelnd blieben sie sitzen, ohne etwas zu erwarten, ohne etwas zu hoffen. Hinter ihrer Betäubung regte sich eine unklare, schmerzensvolle Angst.

Laurent empfand bei jeder Bewegung seines Halses einen brennenden Schmerz, der ihm das Fleisch zerriß; sein Kragen kniff und drückte auf Camilles Biß. Während der Maire die Ehestandsparagraphen vorlas, während der Priester ihm von Gott

sprach, in jeder Minute dieses langen Tages hatte er die Zähne des Ertrunkenen gefühlt, die ihm in die Haut drangen. Zeitweise bildete er sich ein, ein Blutstrom fließe ihm über die Brust und färbe ihm die weiße Weste rot.

Madame Raquin war dem jungen Paar im Herzen für seinen Ernst dankbar; eine lärmende Freude hätte die arme Mutter verletzt; für sie war ihr Sohn unsichtbar anwesend und übergab Therese in Laurents Hände. Grivet war nicht derselben Ansicht; er fand die Hochzeit traurig und suchte sie vergeblich zu erheitern, trotz der Blicke Michauds und Oliviers, die ihn jedesmal auf seinem Stuhle festhielten, wenn er aufstehen wollte, um eine Dummheit zu sprechen. Dennoch gelang es ihm einmal, sich zu erheben. Er brachte einen Toast aus und sagte in lachendem Tone:

„Ich trinke auf die zukünftigen Kinder des jungen Paares."

Man mußte darauf anstoßen. Laurent und Therese waren leichenblaß geworden, als sie Grivets Worte vernahmen. Nie hatten sie daran gedacht, daß ihnen vielleicht Kinder beschert sein könnten. Dieser Gedanke durchfuhr sie wie ein eisiger Schauer. Sie stießen ihre Gläser mit nervöser Bewegung an, und sahen sich überrascht, erschreckt ins Auge.

Frühzeitig erhob man sich vom Tische; es war kaum neun einhalb Uhr, als man in den Laden im Durchgang zurückkehrte. Die junge Frau verabschiedete sich auf der Stelle und zog sich mit Madame Raquin und Susanne zurück. Laurent, der müde und abgespannt war, hörte ruhig die dummen Witze des alten Michaud und Grivets an, die sich jetzt, da die Damen nicht mehr da waren, keinerlei Zwang auferlegten. Als Susanne und Madame Raquin das Brautgemach verließen und die alte Frau dem jungen Manne mit bewegter Stimme sagte, seine Frau erwarte ihn, zitterte er und blieb einen Augenblick erschreckt stehen; dann schüttelte er in fieberhafter Erregung die Hände, die man ihm reichte und trat schnell in Theresens Zimmer, wobei er sich wie ein Betrunkener an der Thür festhielt.

XXI.

Laurent schloß sorgfältig die Thür hinter sich und blieb einen Augenblick an diese Thür gelehnt, indem er mit unruhiger und verlegener Miene in das Zimmer blickte. Therese saß auf einem niedrigen Sessel, rechts am Kamin. Das Kinn in die Hand gestützt, betrachtete sie mit starren Blicken die hellen Flammen. Als Laurent eintrat, wandte sie nicht einmal den Kopf nach ihm um. Er ging einige Schritte, ohne zu sprechen, dann zog er seinen Frack und seine Weste aus. Als er in Hemdsärmeln dastand, betrachtete er Therese, die sich nicht gerührt hatte, von neuem, dann nahm er ihr gegenüber, auf der anderen

Seite des Kamins, Platz. So blieben sie stumm und unbeweglich fünf lange Minuten. Auf Augenblicke sprühten rötliche Feuerfunken aus dem Holze auf und blutige Reflexe liefen über das Gesicht der beiden Mörder.

Seit fast zwei Jahren hatten sich die Liebenden nicht mehr allein ohne Zeugen in demselben Zimmer befunden. Sie hatten keine Rendezvous mehr gehabt seit dem Tage, da Therese nach der Rue Saint-Victor gekommen war und Laurent den Gedanken an den Mord eingeflößt hatte. Und nun, da der Hochzeitstag endlich gekommen war, blieben sie ängstlich, von plötzlichem Unbehagen ergriffen, vor einander sitzen. Die Betäubung, die sie schon am Tage empfunden, erdrückte sie mehr und mehr. Sie sahen sich ohne Wunsch, mit ängstlicher Verlegenheit an, und der Gedanke, daß sie so kalt und still blieben, verursachte ihnen Schmerzen.

Nun versuchte Laurent von Liebe zu reden und die früheren Erinnerungen wachzurufen, indem er an seine Phantasie appellierte, um seine alte Zärtlichkeit wieder zu erwecken.

Therese machte eine Bewegung; sie schien gleichsam überrascht zu sein, als sie eine Stimme vernahm, die ihr in die Ohren flüsterte; sie wandte sich nach Laurent um, auf dessen Gesicht das Kaminfeuer in diesem Augenblick einen breiten rötlichen Reflex warf. Sie betrachtete dieses blutige Gesicht und schauderte.

Indessen sprach der junge Mann immer verlegener, immer unruhiger weiter und sagte:

„Wir haben unser Ziel erreicht, Therese, wir haben alle Hindernisse überwunden und gehören uns nun an ... Die Zukunft gehört uns, nicht wahr? Eine Zukunft stillen, ruhigen Glückes ... Camille ist nicht mehr da ....“

Laurent hielt inne, die Kehle war ihm wie ausgetrocknet, er glaubte zu ersticken und konnte nicht weiter fortfahren. Bei dem Namen Camille hatte Therese einen Stich ins Herz bekommen. Die beiden Mörder sahen sich bleich und zitternd, mit blöden Augen an. Die gelben Streifen des Herdfeuers tanzten noch immer an der Decke und auf den Wänden, der warme Duft herrschte noch immer vor, und das Holz knisterte noch immer leise in der tiefen Stille.

Die Erinnerungen waren entfesselt. Das heraufbeschworene Gespenst Camilles hatte sich dem flackernden Feuer gegenüber zwischen das junge Ehepaar gesetzt. Therese und Laurent fanden in der warmen Luft, die sie einatmeten, den kühlen und feuchten Geruch wieder, den der Ertrunkene ausgeströmt hatte; sie sagten sich, ein Leichnam befände sich bei ihnen und einer betrachtete prüfend den andern, ohne daß sie sich zu rühren wagten. Nun entrollte sich die ganze schreckliche Geschichte ihres Verbrechens vor ihrem Gedächtnisse. Der Name ihres Opfers genügte, um die ganze Vergangenheit in ihnen wachzurufen, um sie zu zwingen, aufs neue die Angst des Mordes zu durchleben. Sie öffneten

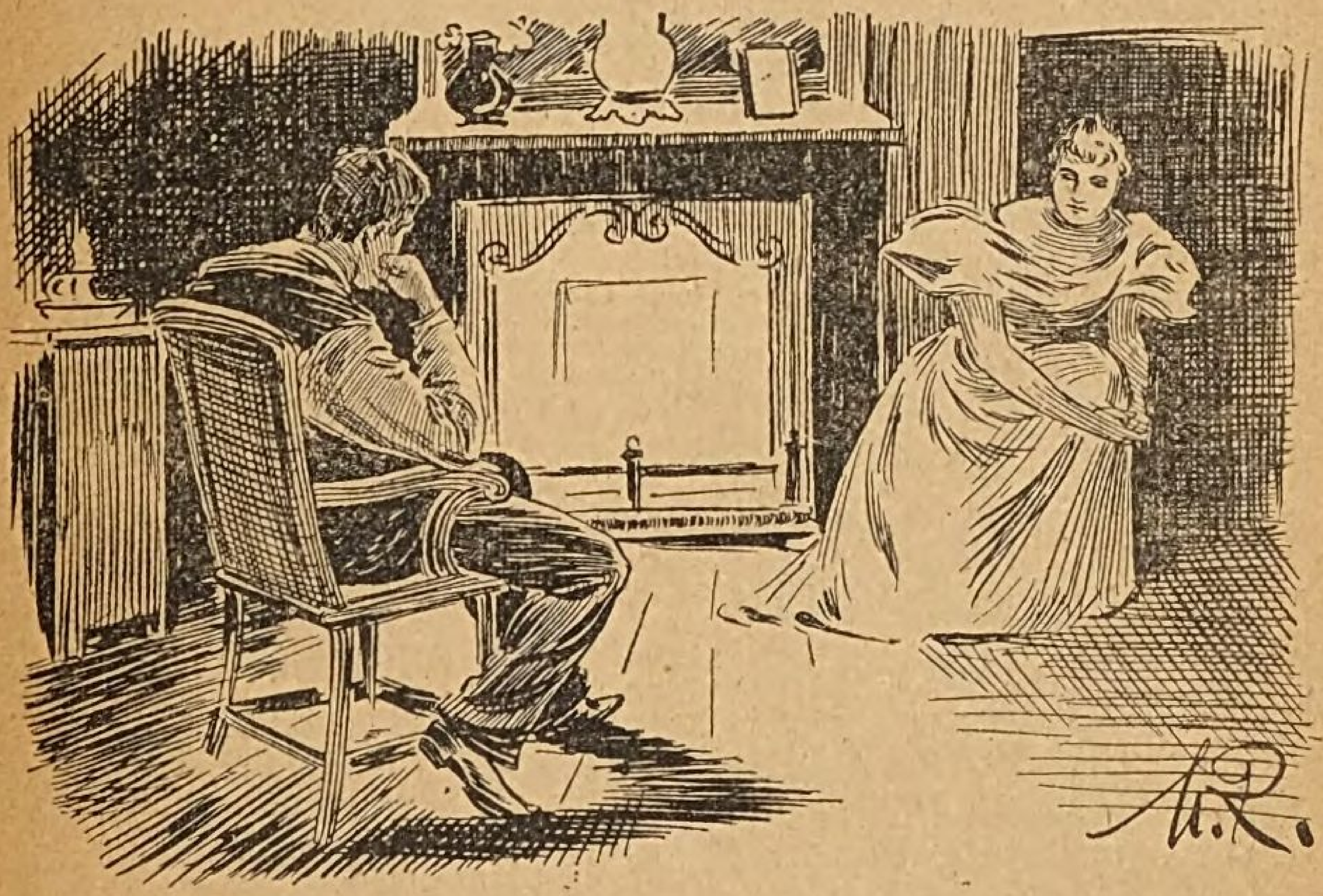
nicht die Lippen, sie sahen sich an, und beide hatten gleichzeitig dasselbe Schreckbild vor Augen, alle beide lasen in den Blicken des andern dieselbe grausame Geschichte. Dieser Austausch schrecklicher Blicke, diese Erzählung, die sie sich gegenseitig von dem Morde lieferten, verursachte ihnen eine gräßliche, unerträgliche Angst. Ihre Nerven, die sich spannten, bedrohten sie mit einer Krisis; sie konnten schreien, vielleicht sich sogar schlagen. Um die Erinnerungen zu verscheuchen, entriß sich Laurent mit Gewalt den Schreckbildern, die ihn unter Theresens Blicken anwandelten; er machte einige Schritte im Zimmer, zog seine Stiefel aus und Pantoffeln an; dann setzte er sich wieder an den Kamin und versuchte, von gleichgiltigen Dingen zu sprechen.

Therese begriff seinen Wunsch und bemühte sich, auf seine Fragen zu antworten. Sie sprachen vom Regen und vom schönen Wetter und wollten sich zu einer alltäglichen Unterhaltung zwingen. Laurent erklärte, es wäre heiß in dem Zimmer, wogegen Therese sagte, daß unter der kleinen Treppenthür scharfe Luft hereinkomme. Dabei wandten sie sich mit plötzlichem Zittern nach der kleinen Thür um. Der junge Mann beeilte sich, von allem zu sprechen, was er sah; die junge Frau machte Anstrengungen, ihm zu erwidern, fand aber nur einsilbige Worte, die sie auch nur sprach, um die Unterhaltung nicht einschlafen zu lassen. Sie waren einer vor dem andern zurückgewichen, nahmen eine freiere Miene an und suchten zu vergessen, wer sie waren und sich als Fremde zu behandeln, die irgend ein Zufall zusammengeführt.

Und unbewußt errieten sie infolge eines seltsamen Phänomens, während sie leere Worte sprachen, gegenseitig die Gedanken, die sie unter den alltäglichen Phrasen verbargen. Sie dachten unbeirrt an Camille. Ihre Augen setzten die Erzählung der Vergangenheit fort; stets führten sie mit den Blicken unter ihrer lauten Unterhaltung, die sich mühsam hinschleppte, ein eifriges stummes Gespräch. Die Worte, die sie hier und da fallen ließen, besagten nichts, hatten keine Verbindung miteinander und straften sich gegenseitig Lügen; ihr ganzes Wesen beschränkte sich auf den stillschweigenden Austausch ihrer entsetzlichen Erinnerungen. Als Laurent vom Feuer, von dem oder jenem sprach, hörte Therese vollkommen heraus, daß er sie an ihren Kampf in der Barke oder an den dumpfen Fall Camilles erinnerte; und wenn Therese auf eine gleichgiltige Frage mit „Ja" oder „Nein" antwortete, so begriff Laurent, daß sie sagte, sie erinnere sich oder erinnere sich nicht an eine Einzelheit des Verbrechens. So unterhielten sie sich offenherzig, ohne der Worte zu bedürfen. Da sie übrigens sich über die Worte, die sie aussprachen, gar nicht klar waren, so verfolgten sie, Satz für Satz, ihre eigenen Gedanken; sie hätten ihre Unterhaltung mit lauter Stimme ruhig fortsetzen können, ohne deshalb aufzuhören, sich zu verstehen. Diese Art von Divinationsgabe, diese Zähigkeit ihres Gedächtnisses, das

ihnen fortwährend das Bild Camilles vorführte, brachte sie zur Verzweiflung; sie sahen, daß sie sich durchschauten, und daß die Worte, wenn sie nicht schwiegen, von selbst auf ihre Lippen steigen, den Ertränkten nennen und den Mord beschreiben würden. Da drückten sie denn fest die Lippen zusammen und stellten ihre Unterhaltung ein.

Und in dem drückenden Schweigen, das nun eintrat, unterhielten sich die beiden Mörder wieder von ihrem Opfer. Ihre Blicke schienen ihren Körper gleichsam gegenseitig zu durchbohren und ihnen scharfe und klare Worte zu entreißen. Auf Augenblicke glaubten sie sich mit lauter Stimme sprechen zu hören; ihre Sinne erweiterten sich; die Sehkraft wurde zu einer Art seltsamen und feinen Gehörs; so klar lasen sie ihre Gedanken von ihren Ge-



sichtern ab, daß diese Gedanken einen eigentümlichen, schrillen Ton annahmen, der ihren ganzen Organismus erschütterte. Sie hätten sich nicht besser verstanden, wenn sie sich mit gellender Stimme zugeschrieen hätten: „Wir haben Camille getötet und sein Leichnam liegt zwischen uns und lähmt unsere Glieder." Und immer deutlicher, immer schriller erhoben sich die schrecklichen Geständnisse in der warmen, weichen Luft des Zimmers.

Laurent und Therese hatten die stumme Erzählung mit dem Tage ihrer ersten Zusammenkunft im Laden begonnen. Dann waren die Erinnerungen eine nach der andern ordnungsmäßig aufgetaucht: die Augenblicke des Zögerns, des Zornes, der schreckliche Moment des Mordes, nichts, nichts war vergessen. Da hatten sie sich auf die Lippen gebissen und plötzlich aufgehört, von diesem und jenem zu sprechen, weil sie fürchteten, sie würden, ohne

es zu wollen, den Namen Camille nennen. Und ihre Gedanken, die sich nicht verscheuchen ließen, hatten sie dann zu der Angst, zu der furchtsamen Erwartung geleitet, die dem Morde gefolgt war. So dachten sie schließlich an den Leichnam des Ertrunkenen, der auf den Fliesen der Morgue ausgestreckt lag. In einem Blick erzählte Laurent Therese seine ganze Furcht, und Therese, die zum Aeußersten gebracht, von einer Eisenfaust förmlich gezwungen war, den Mund zu öffnen, setzte plötzlich die Unterhaltung mit lauter Stimme fort, indem sie Laurent fragte, ohne den Namen Camilles zu nennen:

„Du hast ihn in der Morgue gesehen?“

Laurent schien diese Frage zu erwarten. Er las sie seit einem Augenblick in dem weißen Gesicht der jungen Frau und versetzte mit erstickter Stimme:

„Ja!“

Die Mörder überlief eine Schauder. Sie näherten sich wieder dem Feuer und streckten ihre Hände vor der Flamme aus, als wäre plötzlich ein eisiger Hauch durch das Zimmer gezogen. Zusammengekauert dasitzend, schwiegen sie einen Augenblick, dann fuhr Therese in dumpfem Tone fort:

„Schien er sehr gelitten zu haben?“

Laurent konnte nicht antworten. Er machte eine Bewegung des Entsetzens, als wolle er eine gräßliche Vision verscheuchen. Er erhob sich, ging an das Bett, dann trat er mit offenen Armen heftig auf Therese zu und sagte, ihr den Hals hinhaltend:

„Umarme mich!“

Therese hatte sich erhoben; sie sah in ihrem Nachtgewand leichenblaß aus; den Ellenbogen auf den Kamin gelehnt, beugte sie sich halb zurück. Auf der weißen Haut hatte sie eben einen roten Fleck bemerkt. Der aufsteigende Blutstrom vergrößerte diesen Fleck, der brandrot wurde.

„Umarme mich, umarme mich,“ wiederholte Laurent mit glühendem Kopf und Hals.

Die junge Frau warf den Kopf noch mehr zurück, um seinen Kuß zu vermeiden, dann tippte sie mit der Fingerspitze auf den Biß Camilles und fragte ihren Gatten:

„Was hast du da? Diese Wunde kannte ich ja gar nicht an dir!“

Es kam Laurent vor, als durchbohre ihn Theresens Finger die Kehle. Bei der Berührung dieses Fingers wich er schnell zurück und stieß einen leichten Schmerzensschrei aus.

„Das,“ sagte er stotternd, „das ...“

Er zögerte, doch er konnte nicht lügen, unwillkürlich sprach er die Wahrheit.

„Da hat mich Camille hineingebissen... Du weißt doch, in der Barke ... Es ist nichts ... es ist schon heil ... Umarme mich, umarme mich!“

Damit streckte der Elende seinen Hals aus, der ihm brannte. Er wünschte, Therese möchte ihn auf die Narbe küssen und hoffte, der Kuß dieser Frau würde die tausend Stiche verscheuchen, die ihm die Haut durchbohrten. Mit erhobenem Kinn und vorgestrecktem Hals stellte er sich hin. Therese, die fast auf der Marmorplatte des Kamins lag, machte eine Geberde höchsten Widerwillens und rief mit flehender Stimme:

„O, nein, dort nicht ... Da klebt ja Blut!"

Zitternd, die Stirn zwischen die Hände gepreßt, fiel sie auf den niedrigen Stuhl zurück und Laurent blieb mit blödem Blicke stehen. Er senkte das Kinn und betrachtete Therese von der Seite. Dann ergriff er plötzlich mit der Umschlingung eines wilden Tieres, ihren Kopf mit seinen breiten Händen und drückte mit Gewalt ihre Lippen auf seinen Hals, auf die Bißwunde Camilles. Er behielt diesen Frauenkopf einen Augenblick zwischen seinen Fäusten und preßte ihn gegen seine Haut. Therese stieß einen dumpfen Klagelaut aus und erstickte an seinem Hals. Als sie sich von seinen Fingern befreit hatte, wischte sie sich schnell den Mund ab und spuckte in den Kamin. Sie hatte kein Wort gesprochen.

Laurent, der sich seiner Brutalität schämte, fing an, langsam auf- und abzugehen, vom Bett zum Fenster. Nur der Schmerz, das gräßliche Prickeln hatte ihn veranlaßt, einen Kuß von Therese zu fordern, und als sich die kalten Lippen Theresens auf die brennende Narbe gelegt hatten, hatte er noch mehr gelitten. Dieser mit Gewalt erzwungene Kuß hatte ihn vernichtet. Um keinen Preis der Welt hätte er einen zweiten empfangen mögen, so heftig war der Abscheu gewesen. Plötzlich glaubte Laurent eine Gestalt vor sich zu sehen. Als er sich umwandte und vom Fenster zum Bett zurückkehrte, sah er Camille in einem dunklen Winkel zwischen dem Kamin und dem Glasschrank. Das Gesicht seines Opfers war grünlich und aufgedunsen, wie er es auf der Fliese der Morgue gesehen. Er blieb auf dem Teppich angenagelt stehen und lehnte sich, einer Ohnmacht nahe, gegen ein Möbel. Bei dem dumpfen Röcheln, das er ausstieß, erhob Therese den Kopf.

„Da, da!" sagte Laurent mit entsetzter Stimme. Mit ausgestrecktem Arm zeigte er auf den dunkeln Winkel, in dem er das düstere Gesicht Camilles bemerkte. Therese, die das Entsetzen ebenfalls gepackt hatte, schmiegte sich an ihn an.

„Das ist sein Bild," murmelte sie mit leiser Stimme, als wenn das gemalte Gesicht ihres früheren Gatten sie hätte hören können.

„Sein Bild," wiederholte Laurent, dem sich die Haare auf dem Kopfe sträubten.

„Ja, du weißt doch, das Gemälde, das du gemacht hast. Meine Tante wollte es heute in ihr Zimmer nehmen. Sie wird vergessen haben, es abzuhaken."

„Ja, es ist sein Bild ...“

Der Mörder erkannte das Bild noch immer nicht. In seiner Verwirrung vergaß er, daß er selbst diese fahlen Züge gemalt, diese schmutzigen Farben, die ihm Entsetzen einflößten, auf die Leinewand geworfen. Der Schreck ließ ihn das Bild so sehen, wie es war, gemein, schlecht entworfen, schmierig, wie es auf schwarzem Grund ein leichenblasses Grimassengesicht zeigte. Sein Werk setzte ihn in Verwunderung und schmetterte ihn durch seine gräßliche Häßlichkeit zu Boden; namentlich die beiden weißen in den schlaffen, gelblichen Höhlen starrenden Augen erinnerten ihn genau an die Augen des Ertrunkenen aus der Morgue. Er blieb einen Moment atemlos und glaubte, Therese lüge, um ihn zu beruhigen. Dann erkannte er den Rahmen und faßte sich nach und nach.

„Nimm es herunter,“ sagte er ganz leise zu der jungen Frau.

„Ach, nein, ich fürchte mich,“ versetzte diese schaudernd.

Laurent fing wieder an, zu zittern. Auf Augenblicke verschwand der Rahmen, und er sah nur noch die beiden weißen Augen, die sich starr auf ihn hefteten.

„Ich bitte dich,“ fuhr er in flehentlichem Tone fort, „nimm es herunter.“

„Nein, nein!“

„Wir wollen es nach der Wand umdrehen, dann werden wir keine Furcht mehr haben ...“

„Nein, nein, ich kann nicht!“

Der feige und demütige Mörder stieß die junge Frau zu dem Gemälde, und versteckte sich hinter ihr, um sich den Blicken des Ertrunkenen zu entziehen. Sie entschlüpfte, und er wollte nun Mut zeigen; darum näherte er sich dem Bilde, erhob die Hand und suchte den Nagel. Doch das Bild hatte einen so niederschmetternden, gräßlichen Blick, daß Laurent nach kurzem Kampfe entsetzt zurückwich und vor sich hinmurmelte:

„Nein, du hast recht, Therese, wir können es nicht ... Deine Tante wird es morgen herunternehmen.“

Wieder ging er im Zimmer auf und ab, senkte aber dabei den Kopf, denn er fühlte, daß das Bild ihn ansah und ihm mit den Augen folgte. Zeitweise konnte er sich nicht enthalten, einen Blick auf das Gemälde zu werfen, und dann bemerkte er stets im Schatten die glasigen und toten Blicke des Ertrunkenen. Der Gedanke, daß Camille sich da in einem Winkel befinde, ihn beobachte und ihrem Treiben zuschaute, machte Laurent vollends vor Schmerz und Verzweiflung wahnsinnig.

Ein Umstand, über den jeder andere gelächelt hatte, raubte ihm ganz und gar die Besinnung. Als er am Kamin stand, hörte er eine Art Kratzen und Scharren. Er wurde blaß und bildete sich ein, dieses Scharren käme von dem Bilde her; ja, Camille steige aus dem Rahmen. Dann erkannte er, daß das Geräusch

von der kleinen Thür herkam, die auf die Treppe führte. Er blickte Therese an, die die Furcht von neuem packte und flüsterte:

„Es ist jemand auf der Treppe. Wer kann nur von dort kommen?"

Die junge Frau antwortete nicht. Alle beide dachten an den Ertrunkenen, und ein eisiger Schweiß trat ihnen auf die Schläfe. Sie flüchteten in die Ecken des Zimmers und warteten, daß die Thür sich plötzlich öffne und Camilles Leichnam auf die Diele stürze. Da das Geräusch sich noch immer ruckweise, in unregelmäßigen Zwischenräumen hören ließ, so dachten sie, ihr Opfer zerkratze das Holz mit seinen Händen, um einzudringen. Etwa fünf Minuten lang wagten sie nicht, sich zu rühren. Endlich ließ sich ein Miauen hören. Laurent trat näher und erkannte den Kater der Madame Raquin, der irrtümlich in das Zimmer eingeschlossen worden und nun versuchte, herauszukommen, indem er die kleine Thür mit seinen Krallen bearbeitete. François hatte Furcht vor Laurent; mit einem Satz sprang er auf einen Stuhl und blickte mit gesträubten Haaren und vorgestreckten Klauen seinem neuen Herrn mit harter und grausamer Miene ins Auge. Der junge Mann konnte die Katze nicht leiden, François flößte ihm fast Furcht ein. In dieser Stunde der Furcht und des Fiebers glaubte er, die Katze würde ihm ins Gesicht springen, um Camille zu rächen. Laurent senkte die Lider vor diesen starren Augen des Tieres; doch als er François einen Fußtritt geben wollte, rief Therese:

„Thu' ihm nichts zu leide!"

Dieser Schrei machte auf ihn einen eigentümlichen Eindruck. Ein seltsamer Gedanke erfüllte ihm den Kopf.

„Camille ist in diese Katze hineingefahren," dachte er. „Ich muß das Tier töten ... Sie sieht wie ein Mensch aus."

Er gab der Katze den Fußtritt nicht, denn er fürchtete, François würde dann mit Camilles Stimme zu ihm sprechen. Dann aber sagte er sich, er müsse das Tier aus dem Fenster werfen; hatte aber nicht den Mut, seine Absicht auszuführen. François behielt seine kriegerische Haltung bei; mit vorgestreckten Krallen und krummem Rücken folgte er in dumpfem Zorne mit prächtiger Ruhe den geringsten Bewegungen seines Feindes. Laurent wurde von dem metallischen Glanz dieser Augen verwirrt; eiligst öffnete er ihm die Thür zur Eßstube, und das Tier entfloh unter lautem Miauen.

Endlich brach der Tag mit schmutzig weißlichem Lichte an, es herrschte eine scharfe, schneidende Kälte.

Als ein blasser Lichtstreifen in das Zimmer drang, fühlte sich Laurent, der vor Kälte mit den Zähnen klapperte, ruhiger. Er betrachtete das an der Wand hängende Bild Camilles, das ihm so, wie es war, nämlich gewöhnlich und kindisch vorkam;

achselzuckend nahm er es herunter und nannte sich einen Dummkopf.

„Höre,“ sagte er in rohem Tone zu Therese; „ich hoffe, diese Kindereien werden nicht so weitergehen.“

Therese warf ihm einen langen ernsten Blick zu.

„Wir sind doch keine Kinder,“ fuhr er fort; „du hast mich mit deinem unnatürlichen Gehabe aufgeregt. Heut Abend wirst du versuchen, heiter zu sein und mich nicht zu erschrecken.“

Er zwang sich zum Lachen; ohne zu wissen, warum er lachte.

„Ich werde es versuchen,“ versetzte die junge Frau in dumpfem Tone.

So begann ihre Ehe.

XXII.

So wie der alte Michaud es erhofft, als er an Theresens und Laurents Heirat gearbeitet hatte, nahmen die Donnerstagsabende schon am Tage nach der Hochzeit ihre alte Fröhlichkeit wieder an. Diese Abende hatten beim Tode Camilles in großer Gefahr geschwebt. Die Gäste waren nur noch mit geheimer Furcht in dem Trauerhause erschienen; jede Woche fürchteten sie, endgiltig ihren Abschied zu bekommen. Der Gedanke, die Ladenthür würde sich schließlich ganz bestimmt vor ihnen schließen, ängstigte Grivet und Michaud, die mit dem Instinkt und Eigensinn von Tieren an ihren Gewohnheiten festhalten. Sie sagten sich, die alte Frau und die junge Witwe würden eines schönen Morgens davongehen, um ihren Verstorbenen in Vernon oder anderswo zu beweinen; sie würden sich so Donnerstag abends auf dem Pflaster sehen, ohne zu wissen, was sie anfangen sollten; schon sahen sie sich im Durchgang kläglich umherirrend und von riesenhaften Dominopartieen träumend. In Erwartung dieser schlechten Tage erfreuten sie sich nur schüchtern ihres letzten Glückes, kamen mit unruhiger und süßlich gekniffener Miene in den Laden und wiederholten sich jedesmal, sie würden vielleicht nicht mehr wiederkommen. Ueber ein Jahr hegten sie diese Befürchtungen, wagten nicht, aus sich herauszugehen und angesichts der Thränen der Madame Raquin und des Schweigens Theresens zu sprechen. Sie fühlten sich nicht mehr zu Hause, wie zu Camilles Zeiten und schienen sich sozusagen jeden Abend zu erstehlen, den sie an dem Tische des Speisezimmers zubrachten. Unter diesen verzweifelten Umständen trieb der Egoismus den alten Michaud einen Staatsstreich zu begehen, indem er die Witwe des Ertrunkenen verheiratete.

Am Donnerstag nach der Hochzeit hielten Grivet und Michaud einen triumphierenden Einzug. Sie hatten gesiegt. Die Eßstube

gehörte ihnen wieder; sie fürchteten nicht mehr, verabschiedet zu werden. An ihrer glücklichen und vertrauensvollen Miene sahen sie, daß sich für sie eine Revolution vollzogen. Die Erinnerung an Camille war nicht mehr vorhanden; der tote Gatte, das Gespenst, das sie lähmte, war von dem lebenden Gatten verjagt worden. Die Vergangenheit erstand wieder mit ihren Freuden. Laurent trat an Camilles Stelle, jeder Grund zur Traurigkeit schwand, die Gäste konnten lachen, ohne jemanden zu bekümmern, und sie mußten sogar lachen, um die ausgezeichnete Familie zu erheitern, die so freundlich war, sie zu empfangen. Jetzt konnten Grivet und Michaud, die seit fast achtzehn Monaten unter dem Vorwande kamen, Madame Raquin zu trösten, ihre heuchlerische Komödie fallen lassen und sich mit ihren Dominosteinen beschäftigen.

Jede Woche brachte einen Donnerstag Abend herbei, jede Woche vereinte einmal am Tische jene toten und grotesken Köpfe, die Therese dereinst so angewidert hatten. Die junge Frau sprach davon, diese Leute vor die Thür zu setzen; sie ärgerten sie mit ihrem blödem Lachen, ihren albernen Betrachtungen. Doch Laurent gab ihr zu verstehen, eine solche Verabschiedung wäre ein Fehler; die Gegenwart müßte so viel wie möglich der Vergangenheit gleichen; vor allem mußten sie sich die Freundschaft der Polizei erhalten, dieser Dummköpfe, die sie vor jedem Verdacht schützten. Therese beugte sich; die gutempfangenen Gäste sahen mit Behagen eine lange Reihe wohliger Abende vor sich.

Zu dieser Zeit änderte sich das Leben des Ehepaares ein wenig. Morgens, wenn der Tag die Schrecken der Nacht verjagte, kleidete sich Laurent in aller Eile an. Er fühlte sich unbehaglich und gewann seine egoistische Ruhe erst in der Eßstube wieder, wenn er vor der riesigen Tasse Milchkaffee saß, die ihm Therese bereitet hatte. Madame Raquin, die infolge ihres gelähmten Zustandes kaum noch in den Laden hinuntergehen konnte, sah ihm mit mütterlichem Lächeln beim Essen zu. Er verschlang das Brot, stopfte sich den Magen voll und beruhigte sich nach und nach. Nach dem Kaffee trank er ein kleines Gläschen Cognac. Das stellte ihn vollends wieder her. Dann sagte er zu Madame Raquin und Therese „Auf Wiedersehen" und begab sich langsam nach seinem Bureau. Abends ging er, nachdem er seit dem Morgen den Schluß herbeigesehnt, mit Bedauern fort und schlug, in eigentümlicher Weise verwirrt und unruhig, den Weg nach den Quais wieder ein. Er mochte noch so langsam gehen, einmal mußte er doch in den Laden zurück, wo ihn das Grauen erwartete.

Therese hatte dieselben Empfindungen. So lange Laurent nicht bei ihr war, fühlte sie sich behaglich. Sie hatte die Aufwärterin entlassen, machte sich den ganzen Vormittag zu schaffen, fegte aus, stäubte ab, reinigte die Zimmer, wusch das Geschirr

und verrichtete Arbeiten, die sie früher angewidert hatten. Bis zum Mittag hielten sie diese wirtschaftlichen Sorgen auf den Beinen, dann begab sie sich in die Küche und bereitete das Essen. Nach der Mahlzeit kleidete die junge Frau sich an und entschloß sich, sich zu ihrer Tante hinter den Ladentisch zu setzen. Hier packte sie der Schlummer; von den Nachtwachen zerschlagen, schlief sie ein. Doch es war ein leichtes Einnicken voll unbestimmten Zaubers, das ihre Nerven beruhigte. Der Gedanke an Camille verschwand; sie genoß jene tiefe Ruhe der Kranken, die plötzlich von ihren Schmerzen befreit werden. Ohne diese wenigen Augenblicke der Erholung wäre ihr Organismus unter der Anspannung ihres Nervensystems gebrochen; sie schöpfte hieraus die erforderliche Kraft, um in der nächsten Nacht weiter unter den Schreckensvorstellungen zu leiden. Uebrigens schlief sie auch gar nicht ein, sie schloß kaum die Augen; wenn eine Kundin eintrat, so öffnete sie die Lider, verabreichte die Ware für wenige Sous und fiel dann wieder in ihr grübelndes Träumen zurück. Auf diese Weise verbrachte sie drei bis vier Stunden in vollkommenem Glück, antwortete ihrer Tante nur einsilbig und überließ sich mit wahrer Wonne dem Schlummer, der ihr das Denken raubte und sie der Außenwelt entzog.

Zu anderen Malen aber mußte sie die Augen offen halten; wenn sie Susanne zum Beispiel besuchte und den ganzen Nachmittag beim Ladentisch sitzen blieb, um zu sticken. Oliviers Frau gefiel Theresen mit ihrem würdigen Gesicht und ihren langsamen Bewegungen; sie empfand eine eigentümliche Erleichterung, dieses arme, traurige Geschöpf zu betrachten; sie hatte sie zu ihrer Freundin gemacht und sah sie gern an ihrer Seite. Wenn die glasig durchsichtigen blauen Augen Susannens sich auf die ihren hefteten, dann empfand sie auf ihrem Körper eine wohlthuende Kälte. So erwartete Therese die vierte Stunde. In diesem Augenblick begab sie sich wieder in die Küche, suchte von neuem, sich müde zu machen und bereitete das Essen für Laurent mit fieberhafter Hast. Wenn dann ihr Gatte auf der Schwelle erschien, schnürte sich ihr die Kehle zu, und die Angst schüttelte ihr ganzes Wesen aufs neue.

Jeden Abend waren die Empfindungen der Gatten ungefähr die gleichen. Am Tage, wenn sie nicht zusammen waren, erfreuten sie sich tröstlicher Ruhestunden; doch abends, sobald sie sich gegenüber saßen, quälte sie ein unerträgliches Unbehagen.

Die Abende selbst waren übrigens recht ruhig. Therese und Laurent, die bei dem Gedanken schauderten, in ihr Zimmer zu gehen, blieben so lange als möglich auf. Madame Raquin, die halb in ihrem breiten Sessel lag, unterhielt sich mit ihnen und sprach von Vernon, sie dachte an ihren Sohn, vermied es aber, ihn zu nennen; sie lächelte ihren lieben Kindern zu und entwarf für sie Zukunftspläne. An ihrer Seite saßen stumm und unbeweglich

die beiden Mörder und schienen eifrig zuzuhören; in Wahrheit suchten sie gar nicht, dem Sinn des Geschwätzes der guten Alten zu folgen; sie waren einfach glücklich über das Geräusch leiser Worte, das sie hinderte, ihren eigenen Gedanken zu lauschen. Dabei wagen sie aber nicht, sich anzusehen, sondern betrachteten Madame Raquin, um sich eine Haltung zu geben.

Doch diesen intimen Abenden zogen sie die Donnerstagsabende bald bei weitem vor. Wenn sie mit Madame Raquin allein waren, so konnen sie sich nicht betäuben; der dünne Stimmklang ihrer Tante, ihre gerührte Fröhlichkeit, erstickten nicht das Wutgeheul, das ihr Herz zerriß. Am Donnerstag jedoch berauschten sie sich an der Dummheit, vergaßen gegenseitig ihre Gegenwart und litten weniger. Therese wünschte die Empfangsabende schließlich sogar eifrigst herbei. Wären Grivet und Michaud nicht gekommen, sie hätte sie herbeigeholt. Wenn zwischen ihr und Laurent im Eßzimmer Fremde saßen, dann fühlte sie sich ruhiger; sie hätte gewünscht, es wären immer Gäste da, es herrsche Lärm, Bewegung, etwas, das sie betäubte und beruhigte. In Gegenwart anderer trug sie eine Art nervöser Heiterkeit zur Schau. Auch Laurent fand seine groben Bauernspäße, sein frisches Lachen, seine alten Malerwitze wieder. Nie waren die Gesellschaften so lustig und so lärmend gewesen.

So konnten Laurent und Therese sich einmal in der Woche ohne Schauder gegenübersitzen.

Bald packte sie eine neue Furcht. Die Lähmung der Madame Raquin machte Fortschritte, und sie sahen den Tag nahen, da sie stumpfsinnig und hilflos an ihren Sessel festgebannt sein würde. Die alte Frau fing an, zusammenhangslose Sätze zu stammeln; ihre Stimme ward schwächer; ihre Glieder starben nach und nach ab. Therese und Laurent sahen mit Grauen dieses Wesen scheiden, das sie noch trennte und deren Stimme sie ihren bösen Träumen entriß. Wenn der Verstand von der Alten Abschied genommen und sie stumm und steif in ihrem Fauteuil bleiben würde, dann waren sie allein, und ihr Entsetzen würde um sechs Uhr, anstatt wie jetzt um Mitternacht beginnen; das aber würde sie wahnsinnig machen.

Alle ihre Anstrengungen zielten dahin ab, Madame Raquin eine Gesundheit zu erhalten, die ihnen so kostbar war. Sie ließen Aerzte kommen, waren eifrig um sie besorgt und fanden sogar in dem Beruf der Krankenpflege ein Vergessen, eine Beruhigung, die sie veranlaßte, ihren Eifer zu verdoppeln. Sie wollten den Dritten, der ihnen die Abende noch erträglich machte, nicht verlieren; sie wollten nicht, daß die Eßstube, ja, das ganze Haus zu einem Ort des Grauens wie ihr Zimmer würde. Madame Raquin war von der Pflege, die sie ihr erwiesen, tief gerührt; mit Thränen belobte sie sich, daß sie sie vereint und ihnen die 40 000 Francs abgetreten hatte. Niemals hatte sie nach dem

Tode ihres Sohnes auf eine solche Zuneigung für ihre letzten Stunden gerechnet. Sie fühlte nicht einmal die Lähmung, die doch täglich schlimmer wurde.

Indessen setzten Therese und Laurent ihr Doppelleben fort. Es bestanden in jedem von ihnen gleichsam zwei ganz verschiedene Wesen: ein nervöses, das vor Entsetzen zitterte, sobald die Dämmerung hereinbrach, und ein schläfriges, das in ruhigem Vergessen behaglich aufatmete, sobald die Sonne aufging. Sie lebten ein Doppeldasein; schrieen vor Angst, wenn sie allein waren, und lächelten friedlich, sobald Fremde erschienen. Nie ließ ihr Gesicht vor der Oeffentlichkeit die Leiden verraten, die sie im Alleinsein niederschmetterten; sie schienen ruhig und glücklich und hielten instinktiv ihre Schmerzen geheim.

Niemand, der sie tagsüber so ruhig sah, hätte vermutet, daß sie während der Nacht Sinnestäuschungen quälten. Man hätte sie für ein gottbegnadetes Ehepaar halten können, das in voller Glückseligkeit lebte. Grivet nannte sie galant „die Turteltauben“, und der alte Michaud sagte oft:

„Nein, sind diese Verliebten glücklich!“

Das war die Ansicht der ganzen Gesellschaft, und so kam es, daß Therese und Laurent für ein Musterehepaar ausgegeben wurden. Der ganze Durchgang des Pont-Neuf feierte die Zuneigung, das stille Glück, den ewigen Honigmond der beiden Gatten. Nur sie allein wußten, daß Camilles Leichnam zwischen ihnen stand; sie allein fühlten die nervösen Verzerrungen, die in der Nacht ihre Züge gräßlich veränderten und den ruhigen Ausdruck ihrer Physiognomie in eine gemeine und schmerzzerrissene Maske wandelten.

XXIII.

Nach vier Monaten dachte Laurent daran, sich die Vorteile zu Nutzen zu machen, die er sich bei seiner Heirat versprochen hatte. Er hätte seine Frau verlassen und wäre drei Tage nach der Hochzeit vor Camilles Gespenst entflohen, hätte sein Interesse ihn nicht in den Laden im Durchgang festgebannt. Er fügte sich in die Schreckensnächte, blieb trotz der Angst, die ihn erstickte, nur um nicht die Vorteile seines Verbrechens zu verlieren. Wenn er Therese verließ, fiel er ins Elend zurück und war gezwungen, seine Stellung zu behalten; blieb er dagegen bei ihr, so konnte er im Gegenteil seine Faullenzergelüste befriedigen und ohne etwas zu thun, reichlich von den Zinsen leben, die Madame Raquin seiner Frau verschrieben hatte. Er wäre sicherlich mit den 40 000 Francs durchgegangen, wenn er sie hätte flüssig machen können; doch die alte Frau war auf Michauds Rat hin klug genug gewesen, im Heiratskontrakt die Interessen ihrer Nichte

sicherzustellen. Laurent war also durch ein mächtiges Band an Therese gefesselt. Als Entschädigung für seine gräßlichen Nächte wollte er sich wenigstens in glücklichem Nichtsthun einlullen, gut essen, warm gekleidet gehen, und in der Tasche das nötige Geld zur Befriedigung seiner Launen haben.

Eines Abends teilte er Madame Raquin und seiner Frau mit, er habe seine Entlassung gegeben und würde das Bureau in vierzehn Tagen verlassen. Therese machte eine Bewegung der Unruhe. Er beeilte sich, hinzuzufügen, er wolle sich ein kleines Atelier mieten und sich wieder mit der Malerei beschäftigen. Therese kniff die Lippen zusammen und erwiderte nichts; sie war nicht damit einverstanden, daß Laurent ihr das kleine Vermögen aufzehrte, das ihr ihre Freiheit sicherte. Als ihr Gatte mit Fragen in sie drang, um ihre Einwilligung zu erhalten, gab sie einige kurze Antworten; sie gab ihm zu verstehen, wenn er sein Bureau aufgäbe, so würde er nichts mehr verdienen und ihr vollständig zur Last fallen. Während sie sprach, sah sie Laurent so durchbohrend an, daß sie verwirrt wurde, und die Ablehnung, die sie aussprechen wollte, ihr in der Kehle stecken blieb; sie glaubte in den Augen ihres Komplicen den drohenden Gedanken zu lesen: „Wenn du nicht willst, sage ich alles", und nun begann sie zu stammeln. Da erklärte Madame Raquin, der Wunsch ihres lieben Sohnes wäre ganz berechtigt, und man müßte ihm die Mittel verschaffen, ein talentvoller Mensch zu werden. Die gute Dame verzog Laurent, wie sie Camille verzogen hatte; sie war von der Zärtlichkeit, die ihr der junge Mann angedeihen ließ, ganz weich geworden und pflichtete stets seiner Meinung bei.

Es wurde also bestimmt, der Künstler solle ein Atelier mieten und monatlich für die verschiedentlichen Ausgaben, die er zu machen hatte, hundert Francs erhalten. Das Familienbudget wurde in folgender Weise geregelt; die im Posamentiergeschäft erzielten Erträgnisse sollten für die Laden- und Wohnungsmiete sowie für die täglichen Ausgaben des Hausstandes verwendet werden. Laurent sollte die Miete für sein Atelier und seine hundert Francs monatlich von den 2000 Francs Rente erheben, der Rest dieser Rente sollte für die gemeinsamen Bedürfnisse hinreichen. Auf diese Weise brauchte man nicht das Kapital anzugreifen. Therese beruhigte sich ein wenig. Sie ließ ihren Mann schwören, daß er die ihm zugestandene Summe nie überschreiten würde. Uebrigens sagte sie sich auch, daß Laurent sich der 40 000 Francs nicht bemächtigen konnte, ohne ihre Unterschrift zu haben, und sie nahm sich fest vor, kein Papier zu unterzeichnen.

Schon am nächsten Tage mietete Laurent in der Rue Mazarin ein kleines Atelier, das ihm schon seit einem Monat in die Augen stach. Er wollte seine Stellung nicht aufgeben, bevor er nicht eine Zuflucht hatte, wo er seine Tage in Ruhe fern von Therese

zubringen konnte. Nach Ablauf der Kündigungszeit sagte er seinen Kollegen Lebewohl. Grivet war über sein Scheiden ganz verdutzt. „Ein junger Mann," sagte er, „der eine so schöne Zukunft vor sich hatte und in vier Jahren ein Gehalt bezog, das er, Grivet, erst nach zwanzig Jahren erreicht hatte."

Endlich richtete sich der Künstler in seinem Atelier ein. Dieses Atelier war eine viereckige Dachkammer, ungefähr fünf bis sechs Meter lang und zwei Meter breit; die Decke senkte sich schräg herab nach einem großen Fenster, das ein scharfes, weißes Licht auf die Diele und die schwärzlichen Wände fallen ließ. Das stille, fahle Zimmer glich einem Loch, einer in grauen Lehm gegrabenen Höhle. Laurent möblierte diese Höhle so gut es ging aus; er brachte zwei zerbrochene Rohrstühle, einen Tisch, den er, damit er nicht zur Erde fiel, an die Wand lehnte, einen alten Küchenschrank und seinen Farbenkasten und seine Palette mit; der ganze Luxus des Zimmers bestand in einem großen Divan, den er bei einem Trödler für dreißig Francs gekauft hatte.

Er blieb vierzehn Tage, ohne auch nur daran zu denken, seine Pinsel anzurühren. Er kam zwischen acht und neun Uhr, rauchte, legte sich auf das Sofa und wartete bis zum Mittag, wobei er sich glücklich schätzte, noch lange Tagesstunden vor sich zu haben. Um zwölf Uhr frühstückte er, dann beeilte er sich, wieder hierher zurückzukehren, um allein zu sein und Thereses blasses Gesicht nicht mehr zu sehen. Eines Tages bat ihn seine Frau, seinen Zufluchtsort besichtigen zu dürfen. Er verbat sich das und als sie trotzdem an seine Thür klopfte, öffnete er nicht; abends sagte er ihr, er hätte den Vormittag im Museum des Louvre zugebracht. Er fürchtete, Therese würde das Gespenst Camilles mit sich hereinschleppen.

Schließlich wurde ihm das Nichtsthun langweilig. Er kaufte eine Leinewand und machte sich ans Werk. Da er nicht genügend Geld hatte, um Modelle zu bezahlen, so beschloß er, nach der Eingebung seiner Phantasie zu malen, ohne sich um die Natur zu kümmern und entwarf einen Männerkopf.

Uebrigens schloß er sich aber nicht ein, sondern arbeitete zwei bis drei Stunden morgens und gebrauchte seine Nachmittage, um hier und da, in Paris und der Umgegend herumzubummeln. Als er von einem dieser langen Spaziergänge zurückkehrte, traf er vor der Akademie seinen alten Schulkameraden, der auf dem letzten Salon einen hübschen Erfolg erzielt hatte.

„Was! du bist's?" rief der Maler. „Ach, mein lieber Laurent, ich hätte dich nicht wiedererkannt. Du bist abgemagert."

„Ich habe mich verheiratet," erwiderte Laurent in verlegenem Tone.

„Verheiratet? Du? Und was treibst du jetzt?"

„Ich habe ein kleines Atelier gemietet und male morgens ein bißchen."

Er erzählte ihm seine Verheiratung in wenigen Worten und setzte ihm mit erregter Stimme seine Zukunftspläne auseinander. Sein Freund sah ihn mit erstaunter Miene an, die ihn verwirrte und beunruhigte.

„Willst du einen Augenblick mit in mein Atelier kommen?" fragte er endlich seinen Freund.

„Gern," erwiderte dieser.

Der Maler war gespannt, das Atelier seines alten Kameraden zu besichtigen, und als er hinaufgegangen war und einen Blick auf die an den Wänden hängenden Bilder geworfen hatte, wuchs sein Erstaunen. Es hingen da fünf Studien, zwei Frauen- und drei Männerköpfe, die mit echter Kunst und Energie gemalt waren; der Künstler trat eifrig näher und sagte überrascht, ohne auch den Versuch zu machen, seine Ueberraschung zu verbergen:

„Hast du das gemacht?"

„Ja," versetzte Laurent. „Es sind Studien zu einem großen Gemälde, das ich zu arbeiten gedenke."

„Na, ohne Aufschneiden, bist du wirklich der Schöpfer dieser Dinger?"

„Ja, ja, warum sollte ich es denn nicht sein?"

Der Maler wagte nicht zu antworten: „Weil diese Bilder das Werk eines Künstlers sind, und du stets ein gewöhnlicher Handwerker gewesen bist." Er blieb lange vor diesen Studien stehen, ohne ein Wort zu sprechen. Allerdings waren die Studien ungeschickt, doch sie besaßen eine Eigentümlichkeit, einen so mächtigen Charakter, daß sie einen aufs feinste entwickelten Künstlersinn verrieten. Als er die Gemälde genau betrachtete, wandte er sich zu dem Schöpfer und sagte:

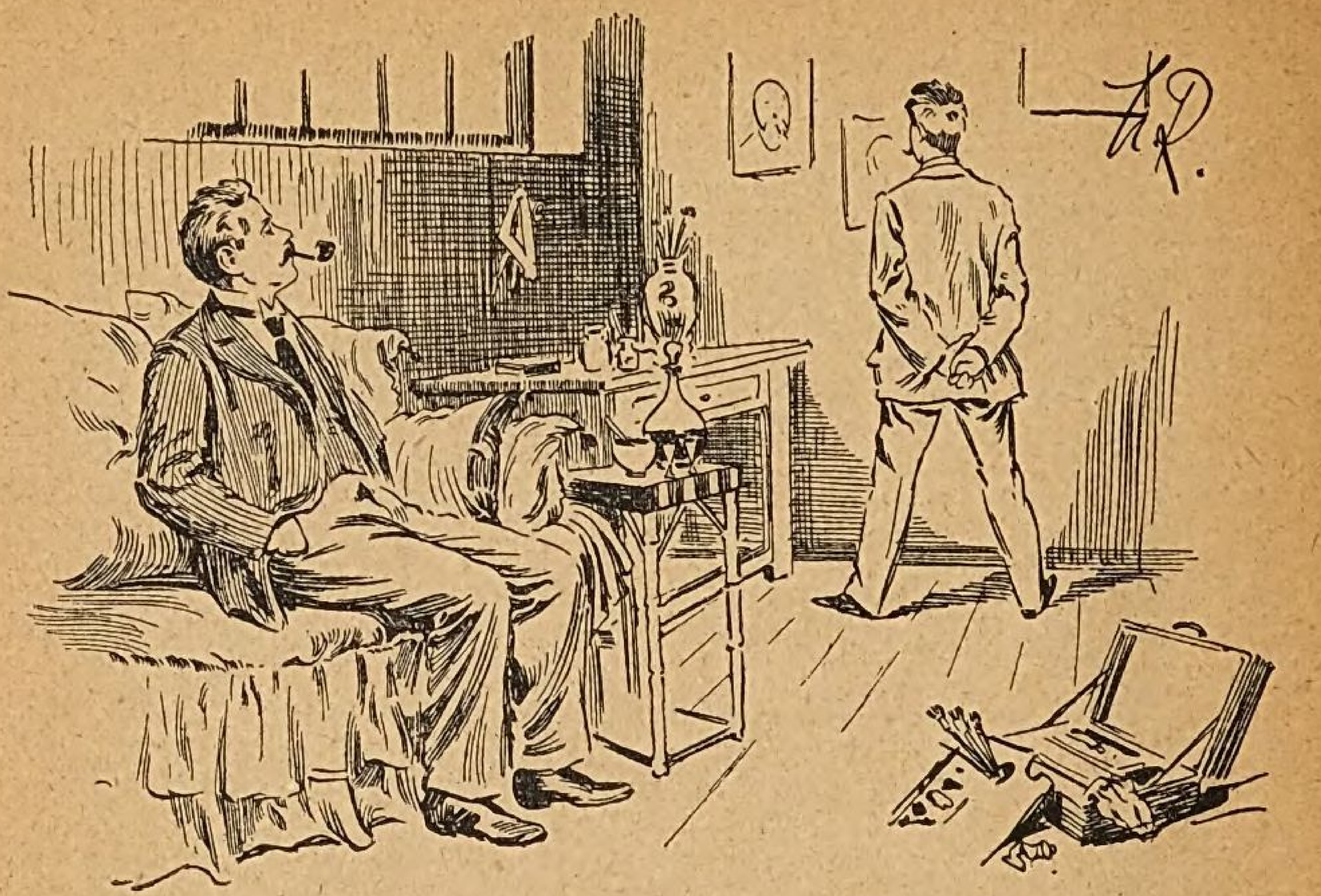
„Du, ganz aufrichtig, ich hätte dich nicht für fähig gehalten, so zu malen. Wo zum Teufel hast du denn Talent her? So 'was lernt sich doch gewöhnlich nicht."

Der Freund suchte sich dieses Phänomen nicht weiter zu erklären, sondern ging erstaunt von dannen. Bevor er ging, betrachtete er die Bilder noch einmal und sagte zu Laurent:

„Ich hätte dir nur einen Vorwurf zu machen, nämlich den, daß sich alle deine Studien ähnlich sehen. Diese fünf Köpfe gleichen sich. Sogar die Frauen nehmen eine gewisse kräftige Miene an, die sie als verkleidete Männer erscheinen läßt. Du begreifst, wenn du mit diesen Entwürfen ein Gemälde arbeiten willst, so wirst du einige der Physiognomien verändern müssen; deine Figuren können nicht alle Brüder sein; das würde lächerlich wirken."

Er verließ das Atelier und setzte lächelnd auf der Thürschwelle hinzu:

„Wahrhaftig, alter Junge, es freut mich, dich gesehen zu haben ... Jetzt werde ich an Wunder glauben."



Er ging hinunter und Laurent kehrte in heftiger Aufregung in sein Atelier zurück. Als sein Freund ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß alle seine Studien sich glichen, hatte er sich schnell umgedreht, um seine Blässe zu verbergen. Langsam trat er vor die Gemälde; und je länger er sie betrachtete und von einem zum andern ging, desto heftiger rann ihm ein eisiger Schweiß über den Rücken.

„Er hat recht,“ murmelte er, „sie gleichen sich alle; sie gleichen Camille.“

Er wich zurück, setzte sich auf den Divan, konnte den Kopf aber nicht von den Studienköpfen abwenden. Der erste war der eines Greises mit einem langen weißen Bart; unter diesem Bart bemerkte der Künstler das magere Kinn Camilles. Das zweite stellte ein blondes junges Mädchen dar, und dieses junge Mädchen sah ihn mit den blauen Augen seines Opfers an. Die drei anderen Gesichter hatten ebenfalls einen Zug des Ertrunkenen. Es existierte noch eine andere schreckliche Aehnlichkeit zwischen diesen Köpfen; sie erschienen leidend und geängstigt, und waren von demselben Gefühl des Entsetzens gleichsam erdrückt.

Laurent erkannte, daß er Camille zu genau in der Morgue betrachtet hatte. Das Bild des Leichnams hatte sich tief in sein Gedächtnis eingegraben.

Nach und nach glaubte der Mörder, der sich auf dem Divan zurücklehnte, die Gesichter sich beleben zu sehen. Und nun standen fünf Camilles vor ihm, fünf Camilles, die seine eigenen Finger künstlerisch geschaffen hatten, und die infolge einer furchtbaren

Eigentümlichkeit alle Alter und alle Geschlechter annahmen. Er erhob sich, zerstörte die Gemälde und warf sie hinaus.

Eine seltsame Furcht hatte ihn gepackt; er glaubte keinen Kopf mehr zeichnen zu können, ohne den des Ertrunkenen zu zeichnen. Er wollte sogleich erfahren, ob er noch Herr seiner Hand war, stellte eine weiße Leinewand auf seine Staffelei und entwarf dann mit einigen Strichen einen Kopf. Das Gesicht glich Camille. Laurent wischte diese Skizze schnell fort und versuchte eine andere. Eine Stunde lang sträubte er sich gegen das Verhängnis, das seine Finger vorwärts trieb. Bei jedem neuen Versuch kehrte er zu dem Kopfe des Ertrunkenen zurück. Er mochte seine Willenskraft noch so sehr anspannen, um die Linien zu vermeiden, die er so genau kannte; unwillkürlich zeichnete er diese Linien und gehorchte seinen Muskeln, seinen zerrütteten Nerven. Zuerst hatte er die Skizzen blitzschnell entworfen; dann fing er an, den Pinsel langsam zu führen. Das Resultat war stets das gleiche: Camille erschien mit schmerzverzerrter Grimasse unaufhörlich auf der Leinewand. Der Künstler skizzierte nacheinander die verschiedenartigsten Köpfe, Engelsköpfe, Jungfrau Mariaköpfe mit Glorienschein, römische Krieger mit dem Helm, blonde, rosige Kinder, alte Banditen, von Narben zerfleischt; doch immer, immer wieder erstand der Ertrunkene und ward abwechselnd Engel, Jungfrau Maria, Krieger, Kind und Bandit. Nun warf sich Laurent auf die Karrikatur, er übertrieb die Züge, schuf ungeheuerliche Profils, erfand groteske Köpfe und es gelang ihm doch nur, die frappierende Aehnlichkeit seines Opfers noch schrecklicher zu machen. Schließlich zeichnete er Tiere, Hunde und Katzen; doch auch diese sahen Camille etwas ähnlich.

Eine dumpfe Wut hatte sich Laurents bemächtigt. Er zersetzte die Leinewand mit einem Faustschlag und dachte verzweifelt an sein großes Gemälde. Jetzt war nicht mehr davon die Rede; er fühlte, daß er jetzt doch nur Camilles Kopf zeichnen würde, und wie sein Freund gesagt hatte, Gesichter, die sich alle ähnlich sahen, würden lächerlich wirken. Er stellte sich sein Werk vor und sah auf den Schultern seiner Personen, Männer wie Frauen, das bleiche, von Entsetzen verzerrte Gesicht des Ertrunkenen; das seltsame Schauspiel, das er in dieser Weise heraufbeschwor, erschien ihm gräßlich lächerlich und brachte ihn zur Verzweiflung.

So durfte er also nicht mehr zu arbeiten wagen, denn er mußte immer fürchten, beim kleinsten Pinselstriche sein Opfer wieder zu erwecken. Wenn er in seinem Atelier ruhig leben wollte, durfte er nie wieder malen. Bei diesem Gedanken, daß seine Finger die verhängnisvolle und unbewußte Fähigkeit besaß, unaufhörlich Camilles Bild zu reproduzieren, betrachtete er entsetzt seine Hand. Es war ihm, als gehöre ihm diese Hand nicht mehr.

XXIV.

Die Krisis, von der Madame Raquin bedroht war, kam zum Ausbruch. Plötzlich packte sie die Lähmung, die seit mehreren Monaten an den Gliedern entlangstrich und sie stets zu erdrücken suchte, beim Halse und knebelte ihren Körper. Eines Abends, als sie sich mühsam mit Therese und Laurent unterhielt, blieb sie mitten in einem Satze, mit offenem Munde stehen; es war ihr, als erwürge man sie. Als sie schreien, um Hilfe rufen wollte, konnte sie nur noch einige heisere Töne hervorbringen. Ihre Zunge war zu Stein geworden. Ihre Hände und Füße waren steif. Die Stummheit und Unbeweglichkeit hatte sie befallen.

Therese und Laurent erhoben sich entsetzt bei diesem Donnerschlag, der die alte Frau in weniger als fünf Sekunden vernichtete. Als sie steif dasaß und flehende Blicke auf sie richtete, drangen sie mit Fragen in sie, um die Ursachen ihres Leidens kennen zu lernen.

Sie konnte nicht antworten, sondern starrte sie noch immer mit größter Seelenangst an. Nun begriffen sie, daß sie nur noch einen Leichnam vor sich hatten, einen zur Hälfte lebenden Leichnam, der sie sah und hörte, aber nicht mit ihnen sprechen konnte. Diese Krisis brachte sie zur Verzweiflung; im Grunde genommen, kümmerten sie sich wenig um die Leiden der Gelähmten; sie weinten über sich, denn sie wußten, sie würden von nun an ewig beisammen leben.

Von diesem Tage an wurde das Leben der Gatten unerträglich. Sie verbrachten gräßliche Abende dieser alten Frau gegenüber, die ihre Angst nicht mehr mit ihrem sanften Geschwätz einschläferte. Sie lag wie ein Packet in einem Sessel, während sie an den beiden Enden des Tisches unruhig und verlegen dasaßen. Dieser Leichnam trennte sie nicht mehr; zeitweise vergaßen sie ihn und verwechselten ihn mit den Möbeln. Nun packten sie die Schrecknisse der Nacht, das Eßzimmer wurde wie das Schlafzimmer zu einem schrecklichen Ort, in dem das Gespenst Camilles erschien.

Seit Madame Raquin hilflos war, mußte man sie wie ein Kind pflegen. Morgens hob Laurent sie aus dem Bett, trug sie auf ihren Sessel und legte sie abends wieder auf ihr Bett; sie war noch schwer, und er mußte seine ganze Kraft anwenden, um sie sacht in die Arme zu nehmen und fortzutragen. Das Weitere ging Therese an; sie gab ihr zu essen und suchte ihre leisesten Wünsche zu erraten. Madame Raquin konnte noch einige Tage ihre Hände gebrauchen, sie konnte auf einer Schiefertafel schreiben und auf diese Weise verlangen, was sie wollte. Dann aber starben die Hände ab; sie konnte sie nicht mehr hochheben, und es war ihr unmöglich, einen Bleistift zu halten; nun hatte sie nur noch

die Sprache des Blickes, und ihre Nichte mußte erraten, was sie wollte.

Trotz des hilflosen Zustandes der Alten wurden die Donnerstagsabende fortgesetzt, und die Kranke wohnte denselben wie früher bei. Man schob ihren Sessel an den Tisch, und von acht bis elf Uhr hielt sie die Augen offen und betrachtete abwechselnd die Gäste mit scharfen Blicken. An den ersten Tagen blieben der alte Michaud und Grivet diesem Leichnam ihrer alten Freundin gegenüber in Verlegenheit; sie wußten nicht recht, wie sie sich benehmen sollten, empfanden einen recht geringen Kummer und fragten sich, wie weit es passend wäre, Traurigkeit zu zeigen. Nach und nach faßten sie den Entschluß, Madame Raquin zu behandeln, als wenn gar nichts passiert wäre. Sie sprachen mit ihr, stellten Fragen und gaben sich Antworten, lachten für sie und für sich und ließen sich von dem seltsamen Ausdruck ihres Gesichts nie aus der Fassung bringen. Es war ein seltsames Schauspiel; diese Männer thaten, als sprächen sie ganz vernünftig zu einer Statue, wie kleine Mädchen mit ihrer Puppe sprechen.

Grivet hatte eine Manie. Er behauptete, er verständige sich vorzüglich mit Madame Raquin und sie könne ihn nicht ansehen, ohne daß er auf der Stelle verstände, was sie wünsche. Leider aber täuschte sich Grivet jedesmal. Oft unterbrach er die Dominopartie, betrachtete die Gelähmte, deren Augen ruhig das Spiel verfolgten und erklärte, sie wolle dies oder das haben. Wenn man zusah, wollte Madame Raquin entweder garnichts haben oder verlangte etwas ganz anderes. Das entmutigte Grivet aber durchaus nicht, der ein triumphierendes „Ich sagte es Ihnen ja!" ausstieß und einige Minuten später von neuem begann. Wieder anders war es, wenn die Kranke offen einen Wunsch bezeugte; Therese, Laurent, die Gäste nannten die Gegenstände hintereinander, die sie wohl wünschen könnte. Dann machte sich Grivet durch die Ungeschicklichkeit seiner Anerbietungen störend bemerkbar. Er nannte aufs Geratewohl alles, was ihm in den Kopf kam, und bot immer das Gegenteil von dem an, was Madame Raquin wünschte, was ihn jedoch nicht hinderte, fortwährend zu erklären:

„Ich lese in ihren Augen, wie in einem Buche. Sehen Sie, sie sagt mir, ich habe recht ... Nicht wahr, verehrte Frau? ... Ja, ja!"

Uebrigens war es gar nicht leicht, die Wünsche der armen Alten zu erraten. Nur Therese verstand diese Kunst, und nur sie verständigte sich ziemlich leicht mit dieser morschen Intelligenz, die noch lebte und in einem toten Körper begraben lag. .. Was Laurent betraf so betrachtete er Madame Raquin, wie sie mit zusammengepreßten Lippen, die Hände auf den Knieen ausgestreckt dasaß und ihr ganzes Leben in ihre lebhaften und unsteten Augen hineinlegte, und sagte sich:

„Wer weiß, woran sie so ganz allein denken mag ... Es muß sich in dieser Toten irgend ein gräßliches Drama abspielen."

Laurent täuschte sich, Madame Raquin war glücklich, glücklich über die Pflege und Zuneigung ihrer teuren Kinder. Sie hatte stets davon geträumt, so zu enden, ganz langsam, von Liebe und Zärtlichkeit umgeben. Sie fand sich ohne Groll in ihren Zustand; das friedliche und zurückgezogene Leben, das sie stets geführt, ihr ruhiges Temperament ließen sie die Leiden der Stummheit und Unbeweglichkeit nicht allzu schmerzhaft empfinden. Ihre Augen nahmen täglich einen sanfteren, klareren Ausdruck an. Sie bediente sich ihrer Augen wie einer Hand, wie eines Mundes, um damit zu bitten und zu danken. Ihre Blicke zeigten in ihrem Gesicht, dessen Fleisch schlaff und fratzenhaft herunterhing, eine wahre himmlische Schönheit. Seit ihre starren und bewegungslosen Lippen nicht mehr lächeln konnten, lächelte sie mit dem Blick mit wunderbarer Zärtlichkeit; feuchter Glanz schoß aus ihren Augen und sanfte Strahlen verklärten ihr Mumiengesicht. Wenn Laurent sie abends und morgens in die Arme nahm, um sie fortzutragen, dann dankte sie ihm liebevoll mit zärtlichen Blicken.

So lebte sie mehrere Wochen in Erwartung des Todes und glaubte sich vor jedem neuen Unglück sicher. Sie dachte ihren Anteil am Leben teuer genug bezahlt zu haben. Doch sie täuschte sich. Eines Abends traf sie ein furchtbarer Schlag, der sie vollends zu Boden schmetterte.

Therese und Laurent mochten sie noch so sehr zwischen sich in den vollen Lichtkreis setzen, sie lebte nicht mehr genügend, um sie gegen ihre Schreckvorstellungen zu schützen. Wenn sie vergaßen, daß sie dabei war und sie sah und hörte, dann packte sie der Wahnsinn, sie erblickten Camille und suchten ihn zu verjagen. Dann stammelten sie, ließen sich wider ihren Willen Geständnisse entschlüpfen und sprachen Worte, die Madame Raquin schließlich alles verrieten. Laurent hatte einen Anfall, in welchem er wie ein Geistesgestörter sprach. Plötzlich begriff die Gelähmte alles.

Ihr Gesicht verzerrte sich in gräßlichem Krampf, und sie empfand eine so starke Erschütterung, daß Therese glaubte, sie würde aufspringen und schreien. Dann aber fiel sie in eiserne Starrheit zurück. Diese Erschütterung war um so schrecklicher, als sie einen Leichnam zu galvanisieren schien. Das auf einen Augenblick wiedergekehrte Gefühl verschwand; die Kranke ward nun noch regloser und blässer; ihre gewöhnlich so sanften Augen waren hart und schwarz geworden und glichen Metallstücken.

Nie hatte sich eine fürchterlichere Verzweiflung eines Wesens bemächtigt. Wie ein Blitz verbrannte die fürchterliche Wahrheit die Augen der Gelähmten und drang mit der unbezwinglichen Gewalt eines Donnerschlages auf sie ein. Hätte sie sich erheben, den Schmerzensschrei ausstoßen, der in ihrer Kehle stecken blieb, und die Mörder ihres Sohnes verfluchen können, sie hätte weniger

gelitten. Das Entsetzen, die Angst. liefen wütend durch ihren Körper, ohne einen Ausgang zu finden. Sie machte übermenschliche Anstrengungen, das Gewicht zu heben, das sie erdrückte, um ihre Kehle freizumachen und dem Strom ihrer Verzweiflung Durchgang zu verschaffen. Ihre Empfindungen glichen denen eines in Starrkrampf Verfallenen, den man begräbt, und der von den Banden seines Körpers geknebelt, ganz deutlich den dumpfen Knall der auf seinen Kopf herniedersausenden Erdschollen vernimmt.

Die Verwüstung aber, die in ihrem Herzen vorging, war noch schrecklicher. Sie fühlte, wie alles in ihr zerbrach. Ihr ganzes Leben war vernichtet, all' ihre Zärtlichkeit, all' ihre Güte, all' ihre Ergebenheit, alles, alles war brutal mit Füßen getreten worden. Der Schleier, der vor ihren Augen zerriß, zeigte ihr anstatt der Liebe und Freundschaft, die sie zu sehen glaubte, ein entsetzliches Schauspiel von Blut und Schande.

Camille war unter den Streichen von Laurent und Therese gestorben! In diesem Gedanken lag für Madame Raquin ein solcher Abgrund, daß sie ihn gar nicht klar zu fassen vermochte. Sie hatte nur eine Empfindung, die eines entsetzlichen Sturzes; es war ihr, als fiele sie in ein kaltes, schwarzes Loch, und sie sagte sich: „Ich werde unten zerschellen."

Nach der ersten Erschütterung erschien ihr das Verbrechen in seiner Ungeheuerlichkeit unglaublich. Dann aber hatte sie Furcht, wahnsinnig zu werden, als die Ueberzeugung in ihr Platz griff, Therese und Laurent wären wirklich Camilles Mörder. Dieser Gedanke wirbelte in ihrem Kopfe wie ein ungeheures Rad, mit betäubendem Geräusch herum. Nur dieser eine Gedanke: „Meine Kinder haben mein Kind getötet," zerbrach mechanisch und unausrottbar ihr Gehirn mit der Schwere und Hartnäckigkeit eines Mühlsteins, und sie fand nichts anderes, um ihre Verzweiflung zum Ausdruck zu bringen.

Als sie der betäubenden Umschlingung der Lähmung erlegen war, als sie erkannt hatte, daß sie Therese und Laurent nicht an die Gurgel springen konnte, daß sie sie nicht zu erwürgen vermochte, wie es ihr Wunsch war, fügte sie sich ins Schweigen und in die Regungslosigkeit, während dicke Thränen langsam aus ihren Augen herniederfielen. Diese Thränen, die eine nach der andern über dieses Totengesicht rollten, in dem sich auch nicht eine Muskel rührte, dieses leblose, bleiche Gesicht, das nicht in allen seinen Zügen weinen konnte, und in dem nur die Augen schluchzten, bot ein herzzerreißendes Schauspiel.

Therese wurde vom Mitleid des Entsetzens ergriffen und sagte zu Laurent, auf ihre Tante deutend:

„Du mußt sie zu Bett bringen."

Laurent rollte die Gelähmte schnell in ihr Zimmer, dann bückte er sich, um sie in die Arme zu nehmen. In diesem Augenblick hoffte Madame Raquin, eine mächtige Spannkraft werde

sie auf die Füße schnellen. Doch ach! — keine Spannkraft bewegte sie, sie blieb schlaff und reglos wie ein Bündel Wäsche. Der Mörder packte sie, hob sie hoch und trug sie fort; und sie spürte eine furchtbare Angst, sich schlaff und ohnmächtig in Laurents Arme zu wissen. Ihr Kopf rollte auf seine Schulter und sie starrte ihn in grausamem Entsetzen an.

„Nur zu, sieh' mich nur an," murmelte er; „deine Augen werden mich nicht auffressen ..."

Damit warf er sie brutal auf das Bett. Die Gelähmte sank ohnmächtig darauf nieder. Ihr letzter Gedanke war ein Gedanke des Schreckens und Ekels gewesen. Denn von nun an mußte sie morgens und abends die entsetzliche Umschlingung des Mörders erdulden.

XXV.

Eine Krisis hatte einzig und allein die Gatten veranlassen können, in Gegenwart der Madame Raquin zu sprechen und Geständnisse zu machen. Sie waren beide nicht grausam und hätten eine solche Enthüllung aus Menschlichkeit vermieden, hätte ihnen ihre Sicherheit nicht bereits das Schweigen zur Pflicht gemacht.

Am folgenden Donnerstag waren sie ganz besonders unruhig. Am Morgen fragte Therese Laurent, ob er es für klug hielte, die Gelähmte den Abend über im Eßzimmer zu lassen. Sie wußte alles und konnte Verdacht auf sie werfen.

„Bah!" versetzte Laurent, „es ist ihr ja nicht möglich, den kleinen Finger zu bewegen. Wie soll sie denn schwatzen?"

„Sie wird vielleicht ein Mittel finden," erwiderte Therese. „Seit neulich Abend lese ich in ihren Augen eine unausrottbare Idee."

„Nein, nein, der Arzt hat mir gesagt, es wäre alles für sie aus. Wenn sie noch einmal spricht, so wird es im Röcheln des Todeskampfes geschehen ... Sie treibt es nicht mehr lange. Es wäre dumm, unser Gewissen auch noch damit zu belasten, daß wir sie hindern, dieser Gesellschaft beizuwohnen..."

Therese schauderte.

„Du hast mich nicht verstanden," rief sie. „Ja, du hast recht; es ist schon genug des Blutes ... Ich wollte dir sagen, wir könnten meine Tante in ihr Zimmer einschließen und behaupten, sie wäre kränker, sie schliefe."

„Das wäre das Rechte," entgegnete Laurent, „dann würde dieser Dummkopf von Michaud kurzweg in das Zimmer hineingehen, um seine alte Freundin trotzdem zu sehen ... Das wäre eine ausgezeichnete Manier, uns zu Grunde zu richten ... Nein, es ist besser, die Ereignisse ruhig gehen zu lassen. Diese Leute sind ja

dumm wie das Vieh; sie werden von der stummen Verzweiflung der Alten gewiß nichts begreifen ... Du wirst sehen, es wird alles gut gehen."

Abends, als die Gäste kamen, nahm Madame Raquin ihren gewöhnlichen Platz zwischen dem Ofen und dem Tische ein. Laurent und Therese spielten die Fröhlichen, verbargen ihre Angst, und erwarteten zitternd den Zwischenfall, der sich sicher ereignen mußte.

Die Gäste unterhielten sich wie gewöhnlich in jener geräuschvollen und banalen Weise, ehe sie ihre erste Dominopartie anfingen. Grivet und Michaud ermangelten nicht, an die Gelähmte die üblichen Fragen nach ihrer Gesundheit zu richten, auf die sie sich selbst, wie es ihre Manier war, ausgezeichnete Antworten erteilten. Nun vertiefte sich die Gesellschaft, ohne sich weiter um die arme Alte zu kümmern, mit Behagen in ihr Spiel.

Madame Raquin wartete, seit sie das schreckliche Geheimnis kannte, in fieberhafter Erregung auf diesen Abend. Sie hatte ihre letzten Kräfte zusammengenommen, um die Verbrecher anzuzeigen. Da sie einsah, daß ihre Zunge tot war, versuchte sie eine neue Sprache. Mit einer erstaunlichen Willenskraft gelang es ihr, ihre rechte Hand ein wenig zu galvanisieren und sie leicht von dem Knie aufzuheben, auf dem sie beständig leblos ausgestreckt lag; sie ließ sie dann nach und nach an einem der Füße des Tisches hinaufgleiten, der vor ihr stand und es gelang ihr, sie auf die Wachsdecke zu legen, wo sie schwach die Finger bewegte, gerade als wolle sie die Aufmerksamkeit der Anwesenden erregen.

Als die Spieler neben sich diese weiße, schlaffe Totenhand bemerkten, waren sie höchst überrascht. Grivet hielt den Arm in der Luft inne, gerade, als er mit triumphierender Miene die Doppelsechs ansetzen wollte.

„Sehen Sie doch, Therese," rief Michaud, „Madame Raquin bewegt die Finger ... Jedenfalls will sie etwas haben."

Therese konnte nicht antworten; sie war, ebenso wie Laurent, der Arbeit der Gelähmten gefolgt und betrachtete die Hand ihrer Tante. Atemlos warteten die beiden Mörder.

Madame Raquin streckte einen Finger aus, spreizte die anderen mit unendlicher Mühe und fing an, mühsam Buchstaben auf die Tafel zu schreiben. Michaud und Olivier neigten sich vor, und der letztere rief plötzlich:

„Ach! jetzt habe ich gelesen ... Sie hat eben Ihren Namen geschrieben, Therese ... Also: „Therese und ..." Fahren Sie fort, verehrte Frau."

Therese hätte fast vor Angst aufgeschrieen. Sie sah, wie die Finger ihrer Tante über die Wachsdecke glitten, und es war ihr, als schrieben diese Finger ihren Namen und das Bekenntnis ihres Verbrechens in Flammenzeichen. Laurent war aufgeregt aufgesprungen und fragte sich, ob er sich nicht auf die Gelähmte stürzen und ihr den Arm zerbrechen sollte. Er glaubte, alles wäre ver-

loren und fühlte auf seinem Wesen die Schwere und Kälte der Strafe, als er diese Hand sich wieder beleben sah, um den Mord Camilles zu enthüllen.

Madame Raquin schrieb noch immer, aber immer langsamer.

„Es ist ja ganz deutlich," fuhr Olivier nach kurzer Pause fort, indem er das Ehepaar ansah. „Ihre Tante schreibt Ihre beiden Namen: „Therese und Laurent ..."

Die alte Dame gab fortwährend bejahende Zeichen und warf Blicke auf die Mörder, die sie niederschmetterten. Dann wollte sie ihre Anklage vollenden. Doch die Finger waren wieder steif geworden, die Willenskraft, die sie galvanisierte, versagte; sie fühlte, wie die Lähmung an ihrem Arm emporstieg und sich ihres Handgelenks bemächtigte. Sie beeilte sich schnell noch ein Wort zu schreiben, und der alte Michaud las laut:

„Therese und Laurent haben ..."

„Was haben sie denn, ihre lieben Kinder?" fragte Olivier.

Die Mörder, die von wahnsinnigem Entsetzen gepackt waren, standen im Begriff, den Satz zu vollenden. Sie betrachteten die rächende Hand mit starren und trüben Blicken, als die Hand plötzlich von einem Zittern ergriffen wurde und wie ein Klumpen leblosen Fleisches am Knie der Kranken herniederfiel. Die Lähmung war wieder eingetreten und hatte die Strafe aufgehalten.

Grivet hielt nun den Augenblick für gekommen, den unvollendeten Satz der Madame Raquin zu ergänzen und sagte, als man nach dem Sinne dieses Satzes suchte:

„Das ist doch ganz klar; ich errate den Satz an Madames Augen. Sie hat sagen wollen: Therese und Laurent haben mich sehr lieb."

Grivet konnte sich zu seiner Auslegung gratulieren, denn die ganze Gesellschaft war seiner Ansicht. Die Gäste fingen an, das Lob des Ehepaares zu singen, und der alte Michaud sagte in ernstem Tone:

„Sicherlich hat Madame Raquin die zarten Aufmerksamkeiten, die ihr ihre Kinder zu teil werden lassen, rühmend hervorheben wollen."

Dann fuhr er, seine Dominosteine wieder vornehmend, fort:

„Spielen wir jetzt weiter ... Wie standen wir doch? ... Ich glaube, Grivet wollte Doppelsechs setzen."

Grivet setzte Doppelsechs, und die Partie wurde blöde und monoton fortgesetzt.

XXVI.

Seit zwei Monaten kämpften Laurent und Therese mit den Schreckbildern ihrer Verbindung. Sie litten einer durch den andern. Langsam stieg der Haß in ihnen empor, und sie fingen an, sich zornige Blicke voll dumpfer Drohungen zuzuwerfen.

Es war ein gräßlicher Haß, der sich in schrecklichen Ausbrüchen Luft machte. Sie fühlten, daß sie sich gegenseitig im Wege waren; sie sagten sich, sie würden ein ruhiges Dasein führen, wenn sie sich nicht stets vor Augen hätten. Wenn sie zusammen waren, dann war es ihnen, als ersticke sie eine ungeheure Last und sie hätten diese Last gern entfernt und fortgeschafft; ihre Lippen kniffen sich zusammen; gewaltthätige Gedanken sprühten aus ihren hellen Augen, und es wandelte sie die Lust an, sich gegenseitig zu zerfleischen.

Im Grunde genommen bewegte sie nur ein Gedanke; sie wüteten gegen ihr Verbrechen und gerieten in Verzweiflung, daß sie ihr Leben auf ewig zerstört hatten. Daher kam ihr ganzer Zorn und ihr ganzer Haß. Sie fühlten, daß das Leiden unheilbar war, und daß sie bis zu ihrem Tode unter dem Morde Camilles leiden würden, und dieser Gedanke des ewigen Leidens brachte sie außer sich. Da sie nicht wußten, an wen sie sich halten sollten, so hielten sie sich an sich selbst, und tobten gegen sich.

Sie wollten nicht laut eingestehen, daß ihre Ehe die verhängnisvolle Strafe des Mordes wäre; sie weigerten sich, auf die innere Stimme zu hören, die ihnen die Wahrheit zuschrie, indem sie die Geschichte ihres Lebens vor ihnen klarlegte. Eine gräßliche leidensvolle Zukunft erschien vor ihren Blicken, eine entsetzliche Zukunft mit unheimlicher, gewaltthätiger Lösung. Wie zwei Feinde, die man zusammengeschmiedet und die vergebliche Anstrengungen machen, sich dieser gezwungenen Umschlingung zu entziehen, so spannten sie ihre Muskeln und Nerven an und kämpften, ohne daß es ihnen gelang, sich zu befreien. Als sie dann einsahen, daß sie ihrer Umarmung nie würden entfliehen können, machten sich, von den Stricken, die ihnen das Fleisch zerschnitten, in Wut geraten, von ihrer Berührung angewidert, in jeder Stunde das Anwachsen ihres Unbehagens spürend, gegenseitig blutige Vorwürfe; sie vergaßen, daß sie aneinander gefesselt waren, versuchten, weniger zu leiden und die Wunden zu verbinden, die sie sich dadurch zufügten, daß sie sich beschimpften und sich mit ihrem Geschrei und ihren Anklagen betäubten.

Jeden Abend tobte der Zank. Man hätte glauben können, die Mörder suchten Gelegenheitn, um sich zu reizen und ihre angespannten Nerven zu ermatten. Sie belauerten sich, wühlten in ihren Wunden und fühlten eine bittere Wollust darin, sich ihre Schmerzen zuzuschreien. So lebten sie in beständiger Gereiztheit, waren ihrer selbst überdrüssig und konnten kein Wort, keine Bewegung, keinen Blick mehr ertragen, ohne zu leiden und zu phantasieren. Ihr ganzes Wesen war zur Gewaltthat vorbereitet. Die leichteste Ungeduld, die gewöhnlichste Unannehmlichkeit wuchs in seltsamer Weise in ihrem zerrütteten Organismus und entwickelte sich mit einem Schlage zu grober Brutalität. Ein Nichts erregte einen Sturm, der bis zum nächsten Tage dauerte.

Ein zu warmer Teller, ein geöffnetes Fenster, ein Widerspruch, eine einfache Bemerkung reichten hin, um sie zu wahren Wahnsinnsanfällen zu treiben. Und stets warfen sie sich im Augenblick des Zankes den Ertrunkenen ins Gesicht. Ein Wort gab das andere, und schließlich warfen sie sich den Mord von Saint-Ouen vor; dann sahen sie rot und tobten bis zur Wut. Es fanden schreckliche Scenen statt, Erstickungsanfälle, es hagelte Schläge, und schmachvolle Brutalitäten wurden unter widerwärtigem Gebrüll verübt. Gewöhnlich zankten sich Therese und Laurent nach der Mahlzeit; sie schlossen sich in die Eßstube ein, damit der Lärm ihrer Verzweiflung nicht gehört würde. Dort konnten sie sich in Ruhe in diesem feuchten Zimmer zerfleischen,



dieser Art von Keller, den die Lampe mit gelblichem Licht bestrahlte. Ihre Stimmen nahmen in dieser Stille, in der ruhigen Luft, einen gräßlich trockenen Klang an. Und sie hörten nur auf, wenn sie vor Ermüdung zusammenbrachen; dann erst konnten sie einige Stunden Ruhe finden. Der Zank wurde ein Bedürfnis für sie, gleichsam ein Mittel, durch Ermüdung ihrer Nerven Schlaf zu gewinnen.

Madame Raquin hörte ihnen zu. Sie saß beständig da in ihrem Fauteuil mit den Händen auf dem Knie, mit geradem Kopf und stummem Gesicht. Sie hörte alles, und ihr abgestorbener Körper empfand keinen Schauder. Ihre Augen hafteten mit durchbohrender Starrheit auf den Mördern. Ihre Qual mußte furchtbar sein.

Die Streitigkeiten des Ehepaares klärten sie über die geringsten Umstände auf und führten die Episoden des gräßlichen Abenteuers eine nach der andern ihrem entsetzten Geiste vor. Jeden Abend erfuhr sie eine neue Einzelheit. Stets wurde die scheußliche Affaire vor ihr breitgetreten; es kam ihr vor, als hätte sie sich in einen Traum des Abscheus verloren, der kein Ende nehmen sollte. Das erste Geständnis war brutal und niederschmetternd gewesen, doch sie litt noch mehr unter diesen wiederholten Schlägen, unter den kleinen Thatsachen, die sich die Gatten in ihrer Wut entschlüpfen ließen und die unheimliche Streiflichter auf das Verbrechen warfen. Einmal täglich hörte die Mutter die Erzählung des Mordes ihres Sohnes, und jeden Tag wurde ihr diese Erzählung gräßlicher, ausführlicher und mit größerer Grausamkeit in die Ohren geschrieen.

Zuweilen wurde Therese von Gewissensbissen ergriffen angesichts dieser blassen Maske, über die stillschweigend dicke Thränen rannen. Sie zeigte dann auf ihre Tante und beschwor Laurent mit den Blicken, er möchte schweigen.

„Laß sie doch!" schrie dieser brutal, „du weißt wohl, daß sie uns nicht anzeigen kann ... Bin ich vielleicht glücklicher, als sie? ... Wir haben ihr Geld; ich brauche mir also keinen Zwang aufzuerlegen."

Und der Zank wurde immer heftiger, immer furchtbarer; Camille wurde förmlich noch einmal getötet. Weder Therese noch Laurent wagten den Gedanken des Mitleids, der sie manchmal anwandelte, nachzugeben, die Gelähmte in ihr Zimmer einzuschließen, wenn sie sich zankten, um auf diese Weise die Erzählung des Verbrechens zu vermeiden. Sie fürchteten einander niederzuschlagen, hätten sie nicht diesen halben Leichnam zwischen sich gehabt. Ihr Mitleid wich vor ihrer Feigheit zurück; sie bereiteten Madame Raquin unsagbare Leiden, weil sie ihrer Gegenwart bedurften, um sich vor ihren Wahnvorstellungen zu schützen.

Alle ihre Zänkereien glichen sich und führten sie zu den nämlichen Anklagen. Sobald der Name Camille ausgesprochen war, sobald einer von ihnen den andern beschuldigte, diesen Menschen gemordet zu haben, brach ein gräßlicher Sturm los.

Eines Abends beim Essen fand Laurent, der nach einem Vorwand zum Zank suchte, das Wasser in der Karaffe wäre warm; er erklärte, das warme Wasser verursachte ihm Uebelkeit, und er wollte Frisches haben.

„Ich habe mir kein Eis besorgen können," erwiderte Therese trocken.

„Gut, dann werde ich es nicht trinken," versetzte Laurent.

„Das Wasser ist ausgezeichnet."

„Es ist warm und schmeckt nach Schlamm. Man könnte es für Flußwasser halten."

„Flußwasser!“ wiederholte Therese und brach in Schluchzen aus. Eine Gedankenverbindung hatte eben in ihrem Geiste stattgefunden.

„Warum weinst du?“ fragte Laurent, der die Antwort voraussah und blaß wurde.

„Ich weine,“ schluchzte die junge Frau; „ich weine, weil ... Du weißt es ja ... O, mein Gott! mein Gott! Du hast ihn getötet!“

„Du lügst!“ schrie der Mörder heftig; „gestehe, daß du lügst ... Wenn ich ihn in die Seine geworfen habe, so geschah das, weil du mich zum Morde getrieben hast ...“

„Ich! Ich!“

„Ja, du! ... Spiele nicht die Unwissende, zwinge mich nicht, dich mit Gewalt zum Geständnis der Wahrheit zu veranlassen. Du mußt dein Verbrechen gestehen und deinen Anteil am Morde auf dich nehmen. Das beruhigt mich und schafft mir Erleichterung.“

„Ich habe Camille nicht ertränkt.“

„Doch, tausendmal ja; du warst es! ... Ach, spiele nur die Erstaunte und Vergeßliche. Warte, ich werde dein Gedächtnis auffrischen.“

Er erhob sich vom Tische, neigte sich zu der jungen Frau und schrie ihr mit glühendem Antlitz ins Gesicht:

„Du standest am Rande des Wassers — erinnerst du dich? — und ich flüsterte dir ganz leise zu: „Ich werde ihn in den Fluß werfen.“ Da bist du darauf eingegangen und in die Barke gestiegen .... Du siehst wohl, du hast ihn mit mir getötet.“

„Das ist nicht wahr ....ich war wahnsinnig, ich weiß nicht mehr, was ich gethan, doch ich wollte ihn nicht töten. Du allein hast das Verbrechen begangen.“

Dieses Ableugnen peinigte Laurent. Wie er sagte, war ihm der Gedanke, eine Mitschuldige zu haben, eine Entschuldigung; er hätte, wenn er es gewagt, versucht, sich selbst zu beweisen, daß der ganze Gräuel des Mordes auf Therese zurückfiel. Es wandelte ihn die Lust an, die junge Frau zu schlagen, um ihr das Geständnis zu entreißen, sie wäre die Schuldigere.

Er fing an, hin- und herzugehen, schrie, phantasierte, stets von den starren Blicken der Madame Raquin verfolgt, und brüllte in einem schrecklichen Wutausbruch:

„Du! Nein, du, sage ich dir, du warst es ... Höre, bringe mich nicht in Wut, das könnte ein böses Ende nehmen ... Gestehe, daß du alles ausgerechnet hast, daß du Camille haßtest und ihn seit langer Zeit töten wolltest.“

„Das ist nicht wahr ... Es ist ungeheuerlich, was du da sagst .... Doch streiten wir uns nicht, Laurent. Ich hätte dir vielerlei vorzuwerfen.“

„Was hättest du mir denn vorzuwerfen?“

„Nichts ... gar nichts! ... Aber beschuldige mich bitte nicht, Camille gemordet zu haben ... Behalte dein Verbrechen für dich, suche nicht, mich noch mehr zu ängstigen.“

Laurent erhob die Hand, um Therese zu schlagen.

„Schlag' nur zu; das ist mir lieber,“ fuhr sie fort; „ich werde weniger leiden.“

Dabei hielt sie das Gesicht hin. Er bezwang sich, nahm einen Stuhl und setzte sich neben die junge Frau.

„Höre,“ sagte er mit einer Stimme, die er sich bemühte, ruhig erscheinen zu lassen, „es ist feig von dir, deinen Anteil am Verbrechen zu leugnen. Du weißt ganz genau, daß wir es zusammen begangen haben, du weißt, daß du ebenso schuldig bist, als ich. Warum willst du meine Last schwerer machen, indem du dich als unschuldig hinstellst. Willst du eine Probe machen? Ich werde dem Staatsanwalt alles sagen, und du wirst sehen, ob wir nicht beide verurteilt werden.“

Sie schauderten, und Therese fuhr fort:

„Die Menschen würden mich vielleicht verdammen, doch Camille weiß, daß du alles gethan hast. Er quält mich nicht so, wie er dich quält.“

„Camille läßt mich in Ruhe,“ sagte Laurent bleich und zitternd; „du siehst ihn in deinem Traum, ich habe dich schreien hören.“

„Sage das nicht,“ rief die junge Frau zornig; „ich habe nicht geschrieen. O, ich begreife, du suchst ihn von dir fortzubringen ... Ich bin unschuldig, ich bin unschuldig!“

Sie sahen sich erschrocken, vor Mattigkeit zusammenbrechend an, und fürchteten, den Leichnam des Ertrunkenen wieder heraufbeschworen zu haben. Ihre Streitigkeiten endigten immer so, sie beteuerten ihre Unschuld und suchten sich zu täuschen, um ihre bösen Träume in die Flucht zu jagen. Ihre beständigen Anstrengungen waren darauf gerichtet, sich abwechselnd die Verantwortlichkeit für das Verbrechen zuzuwälzen und sich wie vor einem Gerichtshof zu verteidigen, indem sie sich gegenseitig die schlimmsten Beschuldigungen zuschleuderten. Das Seltsamste war, daß es ihnen nicht gelang, sich selbst zu betrügen, sondern daß sie sich ganz genau beide der einzelnen Umstände des Mordes erinnerten. Sie lasen Geständnisse in ihren Augen, während ihre Lippen sich Lügen straften. Abwechselnd nahmen sie die Rolle des Anklägers an, und obwohl der Prozeß, den sie miteinander führten, nie ein Resultat hatte, so begannen sie ihn doch jeden Abend mit grausamer Erbitterung aufs neue. Sie wußten, daß sie sich nichts beweisen würden, daß es ihnen nicht gelingen würde, die Vergangenheit zu verwischen, und doch versuchten sie das stets und erhoben, von Schmerz und Entsetzen angestachelt, im vor-

aus von der niederschmetternden Wirklichkeit besiegt, dieselben Anklagen. Der einzige Nutzen, den sie von ihrem Gezänk hatten, war der, eine Flut von Worten und Geschrei hervorzurufen, deren Lärm sie einen Augenblick betäubte.

Und so lange diese Scenen dauerten, so lange sie sich gegenseitig beschuldigten, verließ sie die Gelähmte nie mit den Blicken. Eine glühende Freude leuchtete in ihren Augen, wenn Laurent seine dicke Hand nach dem Kopfe Theresens erhob.

XXVII.

Eine neue Phase trat ein. Therese, die von der Furcht zum Aeußersten getrieben war und nicht mehr wußte, wo sie einen tröstlichen Gedanken finden sollte, fing an, den Ertrunkenen ganz laut in Laurents Beisein zu beweinen.

Es fand ein plötzlicher Zusammenbruch bei ihr statt. Ihre allzu stark angespannten Nerven zerbrachen, ihre dürre und heftige Natur ward schlaff. Sie hatte bereits in den ersten Tagen der Ehe Anfälle von gerührter Stimmung gehabt. Diese Anwandlungen kehrten wie eine notwendige und verhängnisvolle Reaktion wieder. Als die junge Frau mit all ihrer nervösen Energie gegen das Gespenst Camilles angekämpft, als sie mehrere Monate in dumpfer Empörung dahingelebt, empfand sie plötzlich eine solche Mattigkeit, daß sie besiegt zusammenknickte. Jetzt wieder zum Weibe, ja sogar zum Kinde geworden, fühlte sie nicht mehr die Kraft, sich gegen die Schreckbilder aufrecht zu erhalten, und stürzte sich in die Thränen, das Mitleid und die Reue, denn sie hoffte, hier eine Erleichterung zu finden.

Wie gewisse Frömmler, die Gott zu täuschen glauben, und ihm eine Verzeihung zu entlocken meinen, indem sie mit den Lippen beten und die demütige Haltung der Buße annehmen, demütigte sich Therese, schlug sich die Brust und fand Worte der Reue, ohne im Grunde des Herzens etwas anderes, als Furcht und Feigheit zu besitzen.

Sie erdrückte Madame Raquin förmlich mit dieser kläglichen Verzweiflung. Die Gelähmte diente ihr als eine Art Betstuhl, als Möbel, vor dem sie ohne Furcht ihre Fehler gestehen und um Verzeihung flehen konnte. Sobald sie das Bedürfnis verspürte, zu weinen, und sich durch Schluchzen Zerstreuung zu verschaffen, kniete sie vor der Kranken nieder und hier schrie sie, tobte sich aus und spielte sich selbst eine Reuescene vor, die sie schwächte und dadurch erleichterte.

„Ich bin eine Elende," stammelte sie, „ich verdiene keine Gnade. Ich habe Sie betrogen und Ihren Sohn in den Tod getrieben. Nie werden Sie mir das verzeihen ... Und doch ... wenn

Sie in meinem Herzen die Gewissensbisse lesen würden, die mich zerfleischen, wenn Sie wüßten, wie sehr ich leide; vielleicht hätten Sie doch Mitleid ... Nein, kein Mitleid für mich. Ich möchte zu Ihren Füßen sterben, von Scham und Schmerz erdrückt."

So sprach sie lange Stunden hindurch, ging von der Verzweiflung zur Hoffnung über, verdammte sich und vergab sich darauf; sie nahm die bald kurze, bald klagende Stimme eines kleinen kranken Mädchens an, warf sich auf die Diele, um sich gleich wieder aufzurichten, und gehorchte allen Ideen der Demut und des Stolzes, der Reue und Empörung, die ihr durch den Kopf schossen. Manchmal vergaß sie sogar, daß sie vor Madame Raquin niedergekniet war, und setzte ihren Monolog im Traume



fort. Wenn sie sich an ihren eigenen Worten genug betäubt, erhob sie sich taumelnd und stumpfsinnig und ging beruhigt in den Laden hinunter, denn sie fürchtete nicht mehr, vor ihren Kundinnen in Schluchzen auszubrechen. Wenn sie ein neues Bedürfnis nach Reue packte, beeilte sie sich hinaufzugehen und wieder zu den Füßen der Alten niederzuknieen. Und wohl zehnmal am Tage begann dieselbe Scene.

Therese kam es nie in den Sinn, daß ihre Thränen und die Komödie der Reue, die sie spielte, ihrer Tante unsägliche Schmerzen bereiten mußten. In Wahrheit hätte man, wenn man eine Marter gesucht, um Madame Raquin zu quälen, sicherlich keine schrecklichere finden können, als die Komödie der Gewissensbisse, die ihr ihre Nichte vorführte. Die Gelähmte erriet den Egoismus, der sich

unter diesen Schmerzensaufwallungen verbarg. Sie litt entsetzlich unter diesen langen Monologen, die sie jeden Augenblick anhören mußte, und die ihr Camilles Mord fortwährend in die Ohren schrieen. Sie konnte nicht verzeihen und grub sich in einen unerbittlichen Rachegedanken ein, den ihre Ohnmacht noch schmerzlicher machte, und den ganzen Tag über mußte sie Bitten um Verzeihung, demütiges und feiges Flehen anhören. Sie glaubte einen Augenblick, die Mörder hätten ihr diese Art von Strafe in einem Gedanken diabolischer Grausamkeit auferlegt. Ihr einziges Verteidigungsmittel war, die Augen zu schließen, sobald ihre Nichte vor ihr niederkniete; und wenn sie sie auch hörte, so sah sie sie doch wenigstens nicht.

Therese wurde schließlich so kühn, daß sie ihre Tante umarmte. Eines Tages, in einem Reueanfall that sie, als hätte sie in den Augen der Gelähmten einen Mitleidsgedanken bemerkt; sie schleppte sich auf den Knieen zu ihr hin, erhob sich und rief mit verzweifelter Stimme: „Sie verzeihen mir! Sie verzeihen mir!" Dann küßte sie die Stirn und die Wangen der armen Alten, die den Kopf nicht zurückwerfen konnte.

„O, wie gut Sie sind!" rief sie manchmal; „ich sehe es wohl, meine Thränen haben Sie gerührt ... Ihre Blicke sind mitleidsvoll .... Ich bin gerettet."

Dann erdrückte sie sie mit Liebkosungen, legte ihren Kopf auf ihre Kniee, küßte ihr die Hände, lächelte ihr glückselig zu und pflegte sie mit leidenschaftlicher Zuneigung. Nach einiger Zeit glaubte sie wirklich an diese Komödie, bildete sich ein, sie hätte die Verzeihung der Madame Raquin erhalten, und erzählte ihr nur noch von dem Glück, daß sie empfinde, ihre Gnade zu besitzen.

Das war zu viel für die Gelähmte. Sie wäre fast daran gestorben. Unter den Küssen ihrer Nichte empfand sie jenes heftige Gefühl des Ekels und der Wut, das sie morgens und abends erfüllte, wenn Laurent sie in die Arme nahm, um sie aufzuheben oder hinzulegen. Sie mußte die widerwärtigen Liebkosungen der Elenden erdulden, die ihren Sohn verraten und getötet hatte; sie konnte nicht einmal mit der Hand die Küsse fortwischen, die dieses Weib auf ihren Wangen zurückließ. Lange Stunden hindurch fühlte sie, wie diese Küsse auf ihrem Gesicht brannten. So war sie der Popanz von Camilles Mördern geworden, ein Popanz, den sie ankleideten, nach rechts und links drehten und dessen sie sich nach ihren Bedürfnissen und Launen bedienten. Was sie aber namentlich empörte, war der grausame Spott der jungen Frau, die in ihren Blicken Gedanken des Mitleids zu lesen behauptete, während diese Blicke die Verbrecherin am liebsten zu Boden geschmettert hätten. Sie lebte von nun an in bitterer und ohnmächtiger Aufregung in Gemeinschaft mit dieser Nichte, die

alle möglichen Zärtlichkeiten ersann, zur Belohnung für diese angebliche himmlische Güte.

Wenn Laurent dabei war und seine Frau vor Madame Raquin niederkniete, riß er sie brutal hoch und sagte:

„Keine Komödie! Weine i ch etwa, werfe i ch mich vor ihr nieder? ... Du thust das alles nur, um mich aufzuregen."

Die Gewissensbisse Theresens versetzten ihn in einen merkwürdig gereizten Zustand. Er litt noch mehr, seit seine Frau mit thränengeröteten Augen und flehenden Lippen um ihn herumschlich. Der Anblick dieser lebenden Reue verdoppelte seine Angst und erhöhte sein Unbehagen. Es war gleichsam ein ewiger Vorwurf, der das Haus durchzog. Dann fürchtete er auch, die Reue könne seine Frau eines Tages so weit treiben, daß sie alles gestand. Es wäre ihm lieber gewesen, sie wäre zäh und drohend geblieben und hätte sich heftig gegen seine Anklagen gewehrt. Doch sie hatte ihre Taktik geändert und erkannte jetzt gern den Anteil an, den sie am Verbrechen gehabt; ja, sie klagte sich sogar selbst an und ward weich und furchtsam. Dieses Benehmen ärgerte Laurent und ihr Gezänk wurde jeden Abend schrecklicher und unheimlicher.

„Höre," sagte Therese zu ihrem Manne, „wir sind große Verbrecher und müssen bereuen, wenn wir etwas Ruhe gewinnen wollen ... Siehst du, seit ich weine, bin ich ruhiger. Mach' es wie ich. Erklären wir doch zusammen, daß wir gerecht für die Verübung eines gräßlichen Verbrechens bestraft sind."

„Ah bah," versetzte Laurent heftig; „sprich, was du willst. Ich weiß, du bist eine verdammt geschickte Heuchlerin. Wenn dir's Vergnügen macht, weine. Aber bitte, verdreh' mir nicht den Kopf mit deinen Thränen."

„Ach, du bist schlecht, du willst nicht bereuen. Dabei bist du doch feig, denn du hast Camille hinterrücks überfallen."

„Willst du damit sagen, daß ich der allein Schuldige bin?"

„Nein, das sage ich nicht; ich bin schuldig, viel schuldiger, als du. Ich hätte meinen Mann aus deinen Händen retten müssen. O, ich kenne den ganzen Gräuel meiner Schuld, aber ich trachte wenigstens danach, Vergebung zu erlangen; und es wird mir gelingen, während du, Laurent, dein trostloses Leben fortsetzest ... Du hast nicht einmal das Herz, meiner armen Tante den Anblick deiner gemeinen Zornesausbrüche zu entziehen; nie hast du ein Wort des Bedauerns an sie gerichtet."

Dabei umarmte sie Madame Raquin, die die Augen schloß. Sie ging um sie herum, schob das Kissen hoch, das ihren Kopf stützte, und erwies ihr tausend Zärtlichkeiten. Laurent war empört.

„Laß sie doch!" schrie er; „siehst du denn nicht, daß dein Anblick und deine Bemühungen ihr verhaßt sind? Wenn sie nur die Hand heben könnte, sie würde dich ohrfeigen."

Die langsamen und klagenden Worte seiner Frau, ihre entsagenden Mienen versetzten ihn nach und nach in blinde Wut. Er erkannte ihre Taktik recht wohl; sie wollte nicht mehr mit ihm gemeinsame Sache machen, um sich den Heimsuchungen des Ertrunkenen zu entziehen. Zeitweise sagte er sich, sie hätte vielleicht den richtigen Weg eingeschlagen, die Thränen würden sie von ihrer Angst heilen und zitterte bei dem Gedanken, allein zu leiden und allein Furcht zu haben. Auch er hätte bereuen, oder doch wenigstens versuchsweise die Komödie der Gewissensbisse spielen mögen; doch er konnte das Schluchzen und die notwendigen Worte nicht finden; darum fiel er in seine Heftigkeit zurück und schüttelte Theresen, um sie zu reizen und wieder in wahnsinnige Wut zurückzuversetzen. Die junge Frau machte es sich zur Pflicht, fühllos zu bleiben, durch klägliche Unterwerfung auf sein Schmerzensgebrüll zu antworten und sich um so demütiger und reuevoller zu zeigen, desto roher er sich benahm. So wurde Laurents Zorn bald zum wütenden Toben. Um seine Entrüstung zum Aeußersten zu treiben, sang Therese zum Schlusse stets das Loblied Camilles und rühmte die Tugenden seines Opfers.

„Er war gut," sagte sie, „und wir waren recht grausam, dieses treffliche Herz anzugreifen, das nie einen schlechten Gedanken in sich barg."

„Er war gut, ja, ich weiß," höhnte Laurent „du willst sagen, er war dumm, nicht wahr? ... Du hast also vergessen? Du behauptetest, seine geringsten Worte regten dich auf, er könne nicht den Mund aufmachen, ohne daß eine Dummheit herauskäme."

„Spotte nicht ... Es fehlt dir nichts weiter, als den Mann zu beschimpfen, den du ermordet hast ... Du verstehst das Frauenherz nicht, Laurent; Camille liebte mich, und ich liebte ihn!"

„Du liebtest ihn! Haha! Das ist wirklich gelungen!"

„Ich liebte ihn wie eine Schwester. Er war der Sohn meiner Wohlthäterin und besaß alles Zartgefühl schwacher Naturen, zeigte sich edel und großmütig, dienstfertig und liebevoll .... Und wir haben ihn getötet! mein Gott, mein Gott!"

Sie weinte und heulte. Madame Raquin warf ihr strenge Blicke zu; sie war empört, aus einem solchen Munde das Lob Camilles zu vernehmen. Laurent, der gegen diese Thränenflut nichts auszurichten vermochte, ging in fieberhafter Erregung auf und ab und suchte nach einem gewaltsamen Mittel, um Theresens Gewissensbisse zu ersticken. All das Gute, das er von seinem Opfer sprechen hörte, verursachte ihm schließlich eine quälende Angst; er ließ sich manchmal von den herzzerreißenden Tönen seiner Frau fangen, glaubte wirklich an die Tugenden Camilles, und seine Angst verdoppelte sich. Doch, was ihn außer sich brachte, was ihn zu Anfällen der Gewaltthätigkeit fortriß, das war die Parallele, die die Witwe des Ertrunkenen stets zwischen ihrem ersten und ihrem zweiten Gatten aufstellte, stets zum Vorteile des ersteren.

„Nun denn, ja!“ rief sie; „er war besser als du; mir wäre es lieber, er lebte noch und du lägest an seiner Stelle in der Erde.“

Laurent zuckte zuerst die Achseln.

„Du magst sagen, was du willst,“ fuhr sie lebhafter werdend fort; „ich habe ihn vielleicht nicht zu seinen Lebzeiten geliebt, aber jetzt liebe ich ihn und gedenke sein. Ich liebe ihn und hasse dich .... Du bist ein Mörder ....“

„Wirst du schweigen!“ brüllte Laurent.

„Er aber ist ein Opfer, ein ehrenwerter Mann, den ein Schurke getötet hat. O! mir jagst du keine Furcht ein ... Du weißt ganz genau, daß du ein Elender, ein roher Mensch, ohne Herz und ohne Seele bist. Wie soll ich dich lieben, der du doch von Camilles Blute triefst .... Camille besaß alle Zärtlichkeiten für mich, und ich — hörst du wohl? — ich würde dich töten, wenn das Camille wieder auferwecken und mir seine Liebe zurückgewinnen könnte.“

„Wirst du schweigen, Elende!“

„Warum sollte ich schweigen? Ich spreche die Wahrheit. Ich würde die Verzeihung um den Preis deines Blutes erkaufen. Ach, wie ich weine, und wie ich leide! Es ist meine Schuld, wenn dieser Verbrecher meinen Gatten gemordet hat ...“

Trunken vor Zorn und von den gräßlichen Bildern, die Therese vor seinen Augen ausbreitete, wütend gemacht, stürzte sich Laurent auf sie, riß sie zur Erde und drückte sie mit erhobener Faust unter sein Knie.

„So ist's recht,“ rief sie, „schlage mich, töte mich ... Camille hat nie die Hand gegen mich erhoben, doch du, du bist ein Ungeheuer!“

Und Laurent, von diesen Worten aufgestachelt, schüttelte sie wütend und schlug sie heftig. Zweimal hätte er sie fast erdrosselt. Madame Raquin empfand ein Gefühl bitterer Wonne, wenn Laurent ihre Nichte dermaßen behandelte und ihren Körper mit Fußtritten bearbeitete.

Das Leben des Mörders war seit dem Tage entsetzlich, da Therese auf die teufliche Idee verfallen war, Gewissensbisse zu bekommen, und Camille laut zu beweinen. Von diesem Augenblick an lebte der Elende ewig mit seinem Opfer; in jeder Stunde mußte er hören, wie seine Frau ihren ersten Gatten lobte und bejammerte. Der geringste Umstand wurde zum Vorwand. Camille that dies, Camille that das; Camille hatte den Vorzug, Camille liebte auf diese Weise, immer Camille, immer gerührte Phrasen, die den Tod Camilles beweinten. Therese gebrauchte all ihre Bosheit, um diese Marter, die sie Laurent auferlegte, um sich vor sich selbst zu schützen, noch grausamer zu machen. Der Leichnam, der bereits im Hause spukte, wurden offen eingeführt. Er setzte

sich auf die Sessel, an den Tisch und bediente sich der Möbel und der Gegenstände, die herumlagen. Laurent konnte keine Gabel, keine Bürste, nichts, gar nichts, anrühren, ohne daß Therese ihm fühlbar machte, Camille hätte das vor ihm angerührt. Unaufhörlich gegen den Mann gestoßen, den er getötet hatte, hatte der Mörder schließlich eine seltsame Empfindung, die ihn fast toll machte; dadurch, daß er fortwährend mit Camille verglichen wurde, daß er sich der Gegenstände bediente, deren Camille sich bedient hatte, bildete er sich ein, er wäre Camille und identifizierte sich mit seinem Opfer. Sein Schädel platzte, und er stürzte sich auf seine Frau, um sie zum Schweigen zu bringen, um die Worte nicht mehr zu hören, die ihn zum Wahnsinn trieben. Alle ihre Streitigkeiten endigten mit Schlägen.

XXVIII.

Es kam eine Stunde, da Madame Raquin, um den Leiden, die sie erduldete, zu entgehen, auf die Idee kam, sich Hungers sterben zu lassen. Ihr Mut war zu Ende, sie konnte das Martyrium nicht länger ertragen, das ihr die beständige Anwesenheit der beiden Mörder auferlegte, und dachte daran, im Tode Erlösung zu suchen. Jeden Abend ward ihre Angst heftiger, wenn Therese sie umarmte, wenn Laurent sie in die Arme nahm und forttrug. Sie beschloß, diesen Zärtlichkeiten und Umarmungen zu entgehen, die ihr einen gräßlichen Ekel verursachten. Da sie doch nicht genügend Leben in sich hatte, um ihren Sohn zu retten, so zog sie es vor, ganz und gar tot zu sein und in den Händen der Mörder nur einen Leichnam zurückzulassen, der nichts mehr fühlte und mit dem sie machen konnten, was sie wollten.

Zwei Tage lang verweigerte sie jede Nahrung, setzte ihre letzten Kräfte daran, die Zähne zusammenzupressen und spie alles aus, was man ihr mit Gewalt in den Mund hineindrückte. Therese war verzweifelt; sie fragte sich, zu wessen Füßen sie weinen und bereuen sollte, wenn ihre Tante nicht mehr da war. Sie hielt ihr endlose Reden, um ihr zu beweisen, daß sie leben müßte; sie weinte; sie wurde sogar wütend, fand ihre alten Zornesanfälle wieder und riß der Gelähmten die Kinnbacken auf, wie man sie einem eigensinnigen Tiere aufreißt. Doch Madame Raquin hielt stand. Es war ein gräßlicher Kampf.

Laurent blieb vollkommen neutral und gleichgiltig. Er wunderte sich über den wütenden Eifer, mit dem Therese den Selbstmord der Alten verhindern wollte. Jetzt, da die Anwesenheit der alten Frau für sie nutzlos war, wünschte er ihren Tod. Er hätte sie zwar nicht getötet, doch da sie zu sterben wünschte, sah er die Notwendigkeit nicht ein, ihr die Mittel dazu zu verweigern.

„Laß sie doch,“ rief er seiner Frau zu; „dann sind wir sie los ... Vielleicht werden wir glücklicher sein, wenn sie nicht mehr da ist.“

Diese im Beisein der Madame Raquin mehrfach wiederholte Bemerkung verursachte der alten Frau eine seltsame Empfindung. Sie fürchtete, Laurents Hoffnung könne sich erfüllen, das Ehepaar möchte sich nach ihrem Tode ruhiger und glücklicher Stunden erfreuen. Sie sagte sich, es wäre feige, zu sterben, sie hätte nicht das Recht, aus der Welt zu scheiden, bevor sie das Ende des grauenhaften Abenteuers erlebt. Dann erst konnte sie in die Nacht hinabsteigen, um Camille zu sagen: „Du bist gerächt.“ Der Gedanke an den Selbstmord wurde ihr zur Qual, wenn sie plötzlich daran dachte, daß sie ja die Unkenntnis der Schlußentwickelung mit ins Grab nehmen würde; dort würde sie in der Kälte und dem Schweigen der Erde schlafen, ewig von der Ungewißheit gequält, wie es mit der Strafe ihrer Henker stände. Um den Todesschlaf wirklich auszukosten, mußte sie sich an der bitteren Freude der Rache weiden und einen Traum befriedigter Rache mitnehmen, den sie die ganze Ewigkeit durch träumen konnte. Sie nahm das Essen wieder, das ihre Nichte ihr reichte, und willigte ein, weiter zu leben.

Uebrigens sah sie wohl, daß das Ende nicht mehr lange auf sich warten ließ. Jeden Tag wurde die Situation zwischen den Gatten gespannter, unerträglicher. Ein Sturm, der alles zerstören mußte, stand bevor. Therese und Laurent traten sich in jeder Stunde drohender gegenüber. Sie lebten in einer Hölle, zermarterten, vergällten sich alles, was sie sagten und thaten, und wollten sich gegenseitig in den Abgrund stürzen, den sie unter ihren Füßen fühlten.

Der Gedanke an Trennung war in allen beiden aufgestiegen. Sie hatten jeder an Flucht gedacht; um fern von diesem Durchgang des Pont-Neuf, dessen Schmutz und Feuchtigkeit für ihr trostloses Leben wie geschaffen schien, etwas Ruhe zu finden. Doch sie wagten es nicht, sie konnten nicht entfliehen, denn sie besaßen den Eigensinn des Hasses und der Grausamkeit. Dann stellten sich auch materielle Hindernisse ihrer Flucht entgegen; sie wußten nicht, was sie mit der Kranken anfangen, noch was sie den Donnerstagsgästen sagen sollten. Wenn sie flohen, so würde man vielleicht etwas ahnen; und nun bildeten sie sich ein, man verfolge, man guillotiniere sie. Und so blieben sie aus Feigheit, blieben und schleppten sich elend in ihrer gräßlichen Existenz weiter.

Wenn Laurent des Nachmittags und des Vormittags nicht da war, schlich Therese unruhig und verwirrt von dem Eßzimmer in den Laden, denn sie wußte nicht, wie sie die Oede ihres Herzens, die jeden Tag größer wurde, ausfüllen sollte. Sie war unbeschäftigt, wnn sie nicht zu den Füßen der Madame Raquin weinte oder von ihrem Gatten geschlagen oder beschimpft wurde.

Sobald sie sich allein im Laden befand, packte sie eine Niedergeschlagenheit, sie betrachtete mit blöder Miene die Leute, die durch die schwarze, schmutzige Galerie gingen, und wurde in diesem düsteren Gewölbe, das nach dem Kirchhof roch, zum Sterben traurig. Schließlich bat sie Susanne, die ganzen Tage bei ihr zu verbringen, denn sie hoffte, die Anwesenheit dieses armen, sanften und blassen Geschöpfes würde sie beruhigen.

Susanne nahm ihren Vorschlag mit Freuden an; sie liebte sie noch immer mit einer Art ehrfurchtsvoller Freundschaft; seit langer Zeit hegte sie den Wunsch, bei ihr zu arbeiten, während Olivier auf seinem Bureau war. Sie brachte ihre Stickerei mit und nahm hinter dem Ladentisch den leeren Platz von Madame Raquin ein.

Von diesem Tage ab vernachlässigte Therese ihre Tante ein wenig. Sie ging weniger oft hinauf, um auf ihren Knieen zu weinen und ihr totes Gesicht zu küssen. Sie hatte jetzt eine andere Beschäftigung. Sie bemühte sich, mit Interesse das langsame Geschwätz Susannens anzuhören, die von ihrer Wirtschaft, den Alltäglichkeiten ihres eintönigen Lebens sprach.

Nach und nach verlor sie die ganze Kundschaft, die in den Laden kam. Seit ihre Tante oben in ihrem Sessel lag, ließ sie das Lager verfaulen und überließ die Waren dem Staub und der Feuchtigkeit. Außerdem aber wurden die Kundinnen auch von der seltsamen Art in die Flucht gejagt, mit der Therese sie zuweilen empfing. Wenn sie oben war und von Laurent geschlagen oder von einem Furchtanfall erschüttert wurde, mußte sie, wenn die Klingel im Laden gebieterisch ertönte, hinunter, ohne sich Zeit lassen zu können, ihre Haare aufzustecken oder ihre Thränen zu trocknen; dann bediente sie die Kundin, die da wartete, in aller Hast und oft ersparte sie sich auch die Mühe, sie zu bedienen, indem sie von der Holztreppe aus antwortete, sie habe das nicht mehr, was man verlangte. Die kleinen Arbeiterinnen des Viertels, die an die süßlichen Liebenswürdigkeiten der Madame Raquin gewöhnt waren, blieben vor dem schroffen Benehmen und den wilden Blicken Theresens fern. Bald hörte der Weißwarenhandel auf, einen Sou zu den Bedürfnissen der Häuslichkeit beizutragen, und man mußte das Kapital der 40 000 Francs angreifen.

Manchmal ging Therese ganze Nachmittage fort. Niemand wußte, wohin. Wenn sie abends abgespannt, die Lider schwarz vor Erschöpfung nach Hause kam, fand sie die kleine Frau Oliviers hinter dem Ladentische vor, die ihr mit müdem Lächeln zulächelte und noch immer dieselbe Haltung bewahrte, in der sie sie fünf Stunden vorher verlassen hatte.

Auch Laurent führte ein gräßliches Leben. Die Tage erschienen ihm unerträglich lang. Er schleppte sich durch das Leben, jeden Abend von der Erinnerung an den Tag und von der Erwartung

des nächsten Morgens geängstigt. Er wußte, daß sich alle seine Tage glichen und alle ihm dieselben Leiden bringen würden.

Und er sah die Wochen, die Monate, die Jahre, die ihn erwarteten, düster und unerbittlich, hintereinander herziehen, auf sich niederstürzen und ihn nach und nach ersticken. Laurent empörte sich nicht mehr gegen das Verhängnis, er verblödete und überließ sich dem Stumpfsinn, der sich seines Wesens bereits bemächtigte. Der Müßigang tötete ihn. Am frühen Morgen ging er fort, ohne zu wissen, wohin er ging, bei dem Gedanken angeekelt, das zu thun, was er am vorigen Tage gethan, und wider seinen Willen gezwungen, es von neuem zu thun. Aus Gewohnheit, aus Manie begab er sich in sein Atelier. Dort wälzte er sich auf dem Divan, mit herabhängenden Armen und stumpf vor sich hinbrütend. Uebrigens wagte er nicht mehr, einen Pinsel anzurühren. Er hatte neue Versuche gemacht, und stets hatte Camilles Gesicht auf der Leinewand zu grinsen angefangen. Um nicht dem Wahnsinn anheimzufallen, warf er seinen Farbenkasten schließlich in einen Winkel und zwang sich dadurch zur äußersten Faulheit; doch dieses erzwungene Nichtsthun ward ihm unglaublich schwer.

Nachmittags fragte er sich ängstlich, was er beginnen sollte. Er blieb eine halbe Stunde auf dem Trottoir der Rue Mazarin und beratschlagte mit sich selber. Er verwarf den Gedanken, in sein Atelier zu gehen, und entschloß sich stets, die Rue Guénégaud hinunterzusteigen und sich den Quais zuzuwenden. Bis zum Abend ging er stumpfsinnig vor sich hin und wurde von plötzlichem Schauder erfaßt, wenn er die Seine erblickte. Ob er in seinem Atelier oder auf der Straße war, sein Zustand blieb derselbe. Am nächsten Tage begann er von neuem, verbrachte den Vormittag auf seinem Divan und trieb sich den Nachmittag auf den Quais umher. Das dauerte schon Monate und konnte noch Jahre dauern.

Zuweilen dachte Laurent daran, daß er Camille getötet, um nichts weiter zu thun, und er war ganz erstaunt, daß er jetzt, da er wirklich nichts that, solche Leiden erduldete. Er hätte sich zum Glücke zwingen mögen. Er bewies sich, daß er Unrecht hatte zu leiden, daß er das höchste Glück erreicht, das darin besteht, die Arme zu kreuzen, und daß er ein Dummkopf war, dieses Glück nicht in Frieden zu genießen. Doch seine Gründe fielen den Thatsachen gegenüber in nichts zusammen. Er mußte sich im tiefsten Grunde seines Herzens eingestehen, daß sein Müßiggang ihm dadurch seine Angst noch grausamer machte, daß er ihm alle Stunden seines Lebens hindurch Zeit ließ, an seine Verzweiflung zu denken und die unheilbare Bitterkeit derselben auszukosten. Die Faulheit, diese tierische Existenz, die er erträumt, war seine Strafe. Zeitweise wünschte er sich inbrünstig eine Beschäftigung, die ihn seinen Gedanken entriß. Dann ließ er sich gehen, und fiel

wieder unter die Wucht des dumpfen Verhängnisses, das ihm die Glieder band, um ihn sicherer zu erdrücken.

In Wahrheit empfand er nur abends einige Erleichterung, wenn er Therese schlug. Das entriß ihn seinem schmerzlichen Hinbrüten.

Sein heftigstes Leiden, ein physisches und moralisches Leiden kam ihm von der Bißwunde, die Camille ihm am Halse beigebracht. In gewissen Augenblicken redete er sich ein, diese Wunde bedecke ihm den ganzen Körper. Er konnte sich vor keinen Spiegel stellen, ohne daß sich das Phänomen vollzog, das er so oft bemerkt und das ihn noch immer ängstigte; unter der Aufregung, die er empfand, stieg ihm das Blut zum Halse und färbte ihm die Wunde rot, die ihm die Haut zu zerfressen begann. Schließlich glaubte er, die Zähne des Ertrunkenen hätten hier ein Tier hineingesetzt, das ihn verschlang, und so trug er die lebende und zerfleischende Erinnerung an sein Verbrechen stets und ständig mit sich herum.

Abends erwachte er nur aus seinem Stumpfsinn, um in blinde und kindische Wutausbrüche zu verfallen. Wenn er es müde war, sich mit Therese zu zanken und sie zu schlagen, versetzte er, wie die Kinder, den Wänden Fußtritte und suchte etwas zu zerschlagen. Das war ihm eine Erleichterung.. Einen ganz besonderen Haß hegte er gegen die Katze François, die sich, sobald er kam, auf die Kniee der Gelähmten flüchtete. Wenn sie Laurent noch nicht getötet hatte, so kam das daher, weil er sie nicht anzufassen wagte. Die Katze sah ihn teuflich starr mit ihren großen runden Augen an. Diese, stets auf ihn gerichteten Augen brachten den jungen Mann zur Verzweiflung; er fragte sich, was diese Augen, die ihn nicht verließen, von ihm wollten, und schließlich bekam er eine richtige Angst und bildete sich unglaubliche Dinge ein. Wenn er bei Tische, in irgend einem Moment, mitten in einem Zank oder einem langen Stillschweigen sich umwandte und die Blicke François', der ihn mit schwerfälliger, unerbittlicher Miene betrachtete, auf sich gerichtet sah, dann wurde er blaß, verlor den Kopf und stand im Begriff, dem Tiere zuzurufen: „Na, sprich doch, sag' mir doch endlich, was du von mir willst!" Wenn er ihm eine Pfote oder den Schwanz einklemmen konnte, dann that er es mit ängstlicher Freude, doch das Miauen des armen Tieres erfüllte ihn mit unbestimmter Angst, gerade als hätte er den Schmerzensschrei einer Person vernommen. Laurent hatte buchstäblich Angst vor François. Seit der Kater hauptsächlich auf den Knieen der Gelähmten lebte, von wo aus er ungestraft seine grünen Augen auf seinen Feind richten konnte, fand der Mörder Camilles eine unklare Aehnlichkeit zwischen dem wütenden Tier und der Gelähmten.

Eines Abends endlich sah François Laurent so starr an, daß dieser aufs höchste gereizt, der Sache ein Ende zu machen beschloß. Er riß das Fenster des Eßzimmers weit auf und packte die

Katze am Halse. Madame Raquin begriff, und zwei dicke Thränen flossen ihre Wangen herab. Die Katze fing an zu fauchen, zu zappeln und suchte sich umzudrehen, um Laurent in die Hand zu beißen. Doch dieser hielt Stand; er wirbelte sie zwei- bis dreimal hin und her, dann warf er sie mit aller Kraft seines Armes gegen die große schwarze gegenüberliegende Mauer. François wurde plattgedrückt, zerbrach sich die Rippen und fiel auf das Glasdach des Durchgangs zurück. Die ganze Nacht schleppte sich das arme Tier längs der Gosse hin und stieß ein heiseres Miauen aus. In dieser Nacht weinte Madame Raquin fast ebenso sehr über François, wie sie über Camille geweint hatte. Therese bekam einen Weinkrampf. Gräßlich klang das Geheul der Katze im Dunkeln unter den Fenstern.

Bald packte Laurent eine neue Unruhe. Er erschrak über gewisse Veränderungen, die er in dem Benehmen seiner Frau bemerkte.

Therese wurde düster, schweigsam. Sie verschwendete ihre Reue und Dankbarkeit nicht mehr an Madame Raquin, sondern nahm der Gelähmten gegenüber ihre Miene kalter Grausamkeit, egoistischer Gleichgiltigkeit wieder an. Man hätte glauben können, sie habe es mit dem Gewissensbisse versucht, und nun, da der Gewissensbiß sie nicht zu erleichtern vermocht, war sie zu einem andern Mittel übergegangen.

Ihre Traurigkeit kam jedenfalls von ihrer Ohnmacht, Ruhe und Ordnung in ihr Leben zu bringen. Sie betrachtete die Gelähmte mit einer gewissen Verachtung, als etwas Unnützes, das ihrem Trost nicht einmal mehr dienlich sein konnte. Sie widmete ihr nur die allernotwendigste Sorgfalt, um sie nicht gerade Hungers sterben zu lassen und schleppte sich von diesem Augenblick an, stumm und beklommen, durch das Haus.

Diese Veränderungen überraschten und beunruhigten Laurent. Sie sprach nichts mehr, sie zankte sich nicht mehr und schien alles für sich zu behalten. Er fürchtete, die Angst möchte sie eines Tages ersticken, und sie könnte, um sich Erleichterung zu verschaffen, alles einem Priester oder einem Untersuchungsrichter erzählen.

XXIX.

Eines Abends, als Laurent in den Laden zurückkehrte, beschloß er, seine Frau um mehrere tausend Francs zu ersuchen, und um sie zu erhalten, Gewaltmittel anzuwenden.

Das Diner ging schweigend vorüber. Therese aß nicht. Beim Nachtisch legte Laurent die Ellenbogen auf den Tisch und ersuchte sie kurzweg um 5000 Francs.

„Nein," versetzte sie trocken. „Wenn ich dir freie Hand ließe, würdest du uns ins Elend bringen ... Kennst du denn unsere Lage nicht? Wir gehen geradewegs dem Ruin entgegen."

„Das ist möglich," erwiderte er ruhig; „doch das ist mir egal; ich will Geld haben."

„Nein, tausendmal nein! ... Du hast deine Stellung aufgegeben, das Weißwarengeschäft geht gar nicht mehr, und von den Zinsen meiner Mitgift können wir nicht leben. Jeden Tag greife ich das Kapital an, um dich zu ernähren, und dir die hundert Francs monatlich zu geben, die du mir abgelistet hast. Mehr bekommst du nicht, hörst du, alles Reden ist unnütz."

„Ueberlege es dir, weise mich nicht so fort! Ich sage dir, ich will 5000 Francs haben, und ich werde sie haben; du wirst sie mir trotzdem geben."

Dieser ruhige Eigensinn reizte Therese aufs höchste, und sie rief:

„Ach, ich weiß; du willst aufhören, wie du angefangen hast. Seit vier Jahren unterhalten wir dich. Du bist nur zu uns gekommen, um zu essen, und zu trinken, und seit dieser Zeit liegst du uns zur Last. Der Herr thut nichts, der Herr hat sich so ein-eingerichtet, auf meine Kosten zu leben und zu faullenzen ... Nein, du wirst nichts bekommen, nicht einen Sou ..."

Laurent wurde blaß; er schwieg einen Augenblick; dann fuhr er, die Augen auf seine Frau gerichtet, mit zitternder Stimme fort:

„Höre, mein Kind, regen wir uns nicht auf; das hätte keinen Zweck, weder für dich, noch für mich. Ich bin mit meinem Mut zu Ende. Es wäre klug, uns zu verständigen, wenn wir nicht wollen, daß uns ein Unglück zustößt ... Ich habe dich um 5000 Francs ersucht, weil ich ihrer bedarf; ich kann dir sogar sagen, daß ich sie zur Sicherung unserer Ruhe zu verwenden gedenke."

Er zeigte ein seltsames Lächeln und fuhr fort:

„Na, überleg's dir, sag' mir dein letztes Wort."

„Es ist alles überlegt," versetzte die junge Frau; „ich habe es dir gesagt, du wirst keinen Sou bekommen."

Ihr Mann erhob sich heftig. Sie fürchtete, geschlagen zu werden und machte sich ganz klein, fest entschlossen, unter den Schlägen nicht nachzugeben. Doch Laurent kam nicht einmal näher, er begnügte sich, ihr in kühlem Tone zu erklären, er wäre des Lebens müde und würde die Geschichte des Mordes dem Polizeikommissär des Viertels erzählen.

„Du treibst mich zum Aeußersten," sagte er, „und machst mir das Leben unerträglich ... Ich ziehe es vor, der Sache ein Ende zu machen. Wir werden vor Gericht gestellt, und alle beide verurteilt werden. Das ist alles."

„Glaubst du, mir Furcht einzujagen? Ich bin des Lebens genau ebenso müde wie du," rief ihm seine Frau zu. „Ich werde zu

dem Polizeikommissar gehen, wenn du nicht hingehst. Gut, ich bin bereit, dir aufs Schaffot zu folgen, ich bin nicht so feig, wie du ... Vorwärts, komm' mit mir mit zum Kommissar!"

Sie war aufgesprungen und wandte sich bereits der Treppe zu.

„Gut!" stotterte Laurent, „gehen wir zusammen!"

Als sie in den Laden hinuntergegangen waren, sahen sie sich unruhig und erschrocken an. Es kam ihnen vor, als hätte man sie an den Boden angenagelt. Die wenigen Sekunden, die sie gebraucht, um die Holztreppe zu betreten, hatten ihnen zur Genüge wie in einem Blitze die Folgen eines Geständnisses gezeigt. Sie sahen gleichzeitig die Gendarmen, das Gefängnis, den Schwurgerichtshof, die Guillotine vor sich, und zwar alles klar und scharf. Und im Grunde ihres Herzens empfanden sie eine tiefe Ohnmacht; sie waren versucht, sich vor einander auf die Kniee zu werfen und sich anzuflehen, dazubleiben und nichts zu gestehen. Die Furcht, die Verlegenheit hielten sie zwei bis drei Minuten stumm und unbeweglich. Therese entschloß sich, zuerst zu sprechen und nachzugeben.

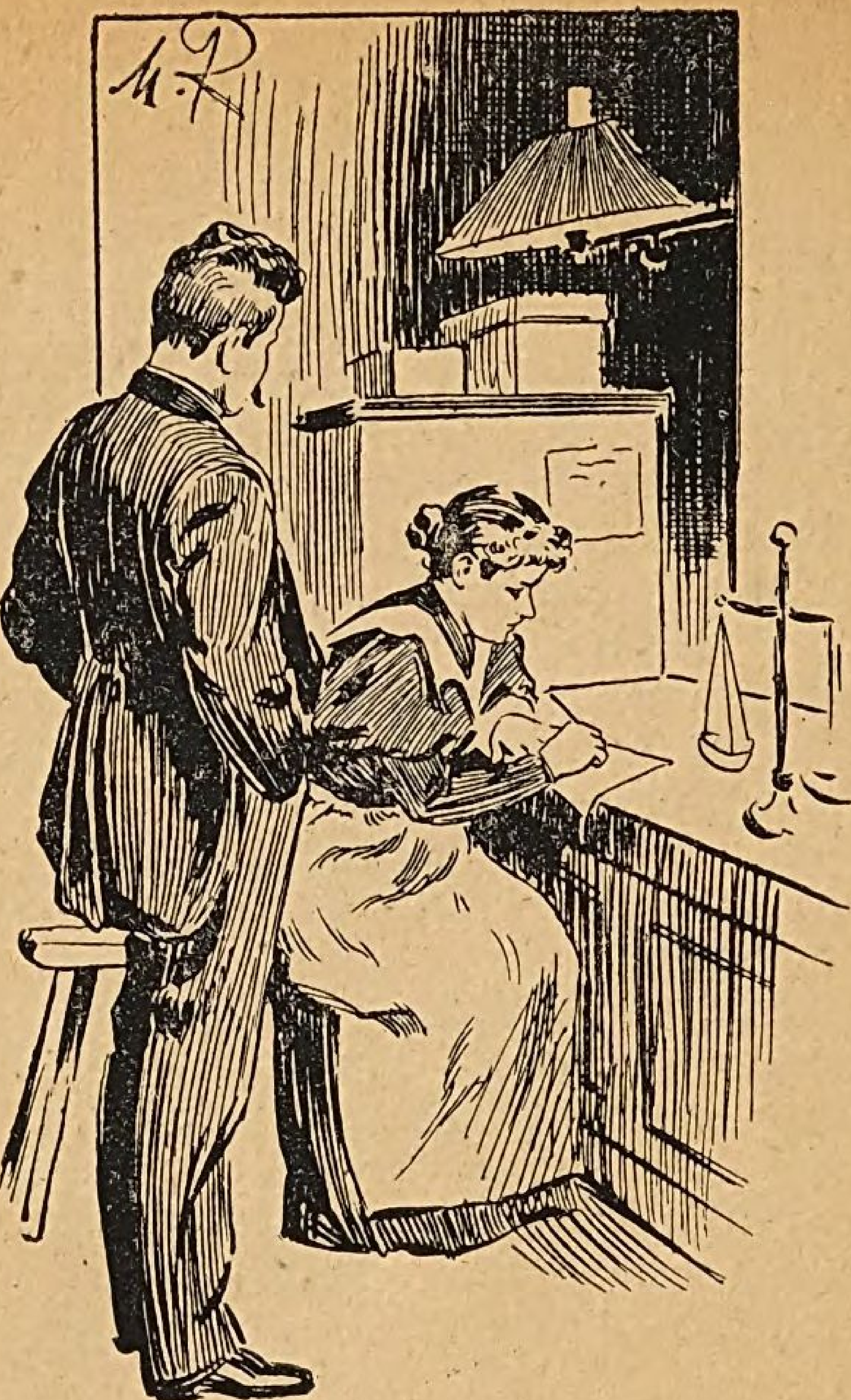
„Schließlich," sagte sie, „bin ich ja recht dumm, dir das Geld streitig zu machen. Du wirst es mir ja doch früher oder später aufessen. Ich kann es dir ja auch gleich geben."

Sie versuchte nicht einmal mehr, ihre Ohnmacht zu bemänteln, sondern setzte sich an den Ladentisch und unterzeichnete einen Gutschein auf 5000 Francs, den Laurent bei einem Bankier erheben sollte. An diesem Abend war vom Polizeikommissar nicht mehr die Rede.

Seit Laurent Gold in den Taschen hatte, betrank er sich und führte ein wüstes Bummelleben. Doch es gelang ihm nicht mehr, sich zu betäuben. Wenn man um ihn her schrie, so hörte er doch das tiefe Schweigen, das in seiner Seele herrschte. Wenn er sein Glas leerte, fand er auf dem Grunde der Betäubung nur eine dumpfe Traurigkeit. Im voraus angewidert, vermochte er nicht, seine Phantasie anzuregen und seine Sinne und seinen Magen aufzustacheln. Kam er dann nach Hause und sah Madame Raquin und Therese wieder, so überlieferte ihn die Abspannung fürchterlichen Schreckanfällen; er schwor dann, nicht mehr auszugehen und in seinem Schmerze zu verharren, um sich daran zu gewöhnen und ihn zu besiegen.

Wenn die beiden Mörder so einander gegenübersaßen, und zu Tode matt, alle Mittel, sich vor einander zu flüchten, erschöpft hatten, dann sahen sie ein, daß sie keine Kraft mehr zu kämpfen haben würden.

Die Streitigkeiten des Abends begannen aufs neue. Die Schläge und das Geschrei dauerten den ganzen Tag über. Zum Haß gesellte sich das Mißtrauen, und das Mißtrauen machte sie vollends toll.



Sie hatten Furcht vor einander. Die Scene, die der Forderung der 5000 Francs gefolgt war, wiederholte sich morgens und abends. Es war ihnen zur fixen Idee geworden, daß sie sich gegenseitig ausliefern wollten. Sie gingen nicht mehr fort. Wenn einer von ihnen ein Wort sprach, eine Bewegung machte, bildete der andere sich ein, er hätte die Absicht, zum Polizeikommissär zu gehen. Dann schlugen sie sich oder flehten sich an. In ihrer Wut schrieen sie, sie würden alles enthüllen und ängstigten sich und nahmen sich unter bitteren Thränen vor, Stillschweigen zu bewahren. Sie litten entsetzlich, doch sie hatten nicht den Mut, sich zu heilen, indem sie ein rotes Eisen auf die Wunde legten. Wenn sie sich gegenseitig drohten, das Verbrechen zu bekennen, so thaten sie das nur, um sich zu ängstigen, denn nie hätten sie die Kraft gehabt, zu sprechen und in der Strafe Frieden zu finden.

Wohl zwanzigmal gingen sie, einer dem andern folgend, bis zur Thür des Polizeikommissariats. Bald wollte Laurent den Mord gestehen, bald wollte Therese sich anzeigen. Und immer liefen sie

sich auf der Straße nach, und immer entschlossen sie sich, noch zu warten, nachdem sie Beleidigungen und eifrige Bitten ausgetauscht.

Jeder neue Anfall machte sie argwöhnischer und wüster.

Vom Morgen bis zum Abend spionierten sie. Laurent verließ die Wohnung im Durchgang nicht mehr, und Therese ließ ihn nicht mehr allein ausgehen. Ihr Argwohn, ihr Entsetzen vor den Geständnissen brachte sie einander näher; doch nie hatten sie in ihrer Ehe so entsetzlich gelitten. Trotz der Angst, von der sie gequält wurden, verließen sie sich nicht mehr mit den Augen, sie erduldeten lieber die gräßlichsten Schmerzen, als daß sie sich auch nur eine Stunde trennten. Ging Therese in den Laden hinunter, so folgte ihr Laurent, denn er fürchtete, sie könne mit einer Kundin sprechen; stand Laurent vor der Thür und beobachtete die Leute, die den Durchgang passierten, so stellte sich Therese neben ihn, um zu sehen, ob er mit niemandem spräche. Donnerstagabends, wenn die Gäste da waren, warfen die Mörder einander flehende Blicke zu, hörten ängstlich auf einander, erwarteten jeder irgend ein Geständnis seines Komplicen und gaben den angefangenen Sätzen falsche Auslegungen.

Ein solcher Kriegszustand konnte nicht mehr weitergehen.

Therese und Laurent kamen so beide auf den Gedanken, durch ein neues Verbrechen den Folgen ihrer ersten Schandthat zu entgehen. Einer von ihnen mußte auf jeden Fall verschwinden, damit der andere einige Ruhe finden konnte. Dieser Gedanke kam ihnen zu gleicher Zeit; alle beide fühlten die dringende Notwendigkeit einer Trennung, alle beide wollten eine ewige Trennung. Der Mord, der sich ihrem Geiste darstellte, erschien ihnen natürlich und ganz folgerichtig durch den Mord Camilles herbeigeführt. Sie erörterten ihn nicht einmal, sondern betrachteten den Plan als das einzige Rettungsmittel. Laurent beschloß, Theresen zu töten, weil Therese ihm im Wege war, weil sie ihn mit einem Wort verderben konnte und ihm unerträgliche Leiden verursachte; Therese beschloß, Laurent aus denselben Gründen zu töten.

Der feste Entschluß, eines Mordes beruhigte sie ein wenig. Sie trafen ihre Vorkehrungen. Uebrigens handelten sie im Fieber, ohne jede Klugheit; sie dachten kaum an die wahrscheinlichen Folgen eines begangenen Mordes, ohne daß die Flucht und die Straflosigkeit gesichert waren. Sie fühlten das unbesiegliche Bedürfnis, sich zu töten, und gehorchten diesem Bedürfnis wie wilde Bestien. Wegen ihres ersten Verbrechens, das sie mit so großer Geschicklichkeit geheimgehalten, hätten sie sich nicht ausgeliefert, und nun wagten sie die Guillotine, indem sie ein zweites begingen, das sie nicht einmal zu verbergen dachten. Es lag darin ein Widerspruch, den sie nicht einmal bemerkten. Sie sagten sich nur, sie würden, wenn ihnen die Flucht gelungen, im Ausland leben, nachdem sie alles Geld mitgenommen. Seit vierzehn Tagen

hatte Therese die wenigen tausend Francs erhoben, die ihr von ihrer Mitgift geblieben waren, und hielt sie in einer Schublade eingeschlossen, was Laurent genau wußte. Was aus Madame Raquin werden sollte, fragten sie sich keinen Augenblick.

Laurent hatte vor einigen Wochen einen Schulfreund getroffen, der zur Zeit Präparator bei einem berühmten Chemiker war, welcher sich viel mit Toxikologie beschäftigte. Dieser Freund hatte ihm das Laboratorium gezeigt, in dem er arbeitete und ihm die Apparate, sowie die einzelnen Gifte genannt. Eines Abends erinnerte sich Laurent, als er sich zum Morde entschlossen hatte, gerade als Therese in seinem Beisein ein Glas Zuckerwasser trank, in diesem Laboratorium ein kleines Steingutfläschchen gesehen zu haben, das Blausäure enthielt. Als er sich erinnerte, was ihm der junge Präparator über die schrecklichen Wirkungen dieses Giftes gesagt hatte, welches blitzartig niederschmettert und wenig Spuren hinterläßt, hatte er sich gedacht, das wäre das Gift, das er brauchte. Am nächsten Tage gelang es ihm, zu entwischen; er stattete seinem Freund einen Besuch ab und stahl, während dieser den Rücken drehte, das Fläschchen Blausäure.

An demselben Tage benutzte Therese die Abwesenheit Laurents, um ein großes Küchenmesser zu schleifen, das zum Zerkleinern des Zuckers benutzt wurde, und das sie in einer Ecke des Buffets versteckte.

XXX.

Am folgenden Donnerstag war die Soiree bei den Raquins, wie die Gäste ihre Wirte nach wie vor nannten, von ganz außerordentlicher Lustigkeit. Sie wurde bis elf einhalb Uhr fortgesetzt, und Grivet erklärte beim Abschied, nie angenehmere Stunden verlebt zu haben.

Seit den vier Jahren, da die Michauds und Grivet die Donnerstag-Abende bei den Raquins verbrachten, waren sie auch nicht ein einziges Mal dieser monotonen Gesellschaften, die mit entnervender Regelmäßigkeit wiederkehrten, überdrüssig geworden. Nie hatten sie einen Augenblick das Drama vermutet, das sich in diesem, sobald sie eintraten, so sanften und friedlichen Hause abspielte. Olivier behauptete gewöhnlich mit einem Polizeiwitz, das Eßzimmer rieche nach ehrlichen Leuten. Grivet hatte es, um nicht zurückzubleiben, den Tempel des Friedens genannt. Zwei- bis dreimal erklärte Therese die Striemen in ihrem Gesicht den Gästen damit, daß sie gefallen war.

Uebrigens hätte keiner von ihnen die Spuren von Laurents Fäusten erkannt; sie waren überzeugt, die Ehe ihrer Wirte wäre eine wahre Musterehe, die nur aus Sanftmut und Liebe bestand.

Die Gelähmte hatte nicht mehr versucht, ihnen die Infamien zu enthüllen, die sich hinter der stumpfsinnigen Ruhe der Donnerstag-Abende verbarg. Angesichts der Qualen der Mörder erriet sie die Krisis, die früher oder später, von der verhängnisvollen Folge der Ereignisse herbeigeführt, eintreten mußte und erkannte, daß die Thatsachen ihrer nicht bedurften. Seitdem zog sie sich zurück und ließ die Folgen der Ermordung Camilles wirken, die die Mörder ebenfalls töten mußten. Sie bat nur zum Himmel, ihr so lange das Leben zu lassen, daß sie der gewaltsamen Lösung, die sie voraussah, beiwohnen konnte; ihr letzter Wunsch war, ihre Blicke an dem Schauspiel der Qualen zu weiden, die Therese und Laurent vernichten würden.

An diesem Abend setzte sich Grivet neben sie und unterhielt sich lange Zeit, wobei er wie gewöhnlich Fragen und Antworten gab. Doch er konnte nicht einmal einen Blick aus ihr herausbringen. Als es elf einhalb Uhr schlug, erhoben sich die Gäste eifrig.

„Man fühlt sich bei Ihnen so wohl," erklärte Grivet, „daß man nie ans Fortgehen denkt."

„Wahrhaftig," bestätigte Michaud, „ich werde hier nie müde, trotzdem ich mich sonst um neun Uhr niederlege."

Olivier glaubte, seinen Scherz anbringen zu müssen und sagte, seine gelben Zähne zeigend:

„Sehen Sie, es riecht in diesem Zimmer nach ehrlichen Leuten, darum fühlt man sich hier so wohl!"

Grivet, der ärgerlich war, daß man ihm zuvorgekommen war, fing an zu deklamieren, indem er eine pathetische Geste machte:

„Dieses Zimmer ist der Tempel des Friedens."

Als die Gäste fortgegangen waren, und die Gatten allein waren, stießen sie beide einen Seufzer der Erleichterung aus; eine dumpfe Ungeduld mußte sie wohl während des ganzen Abends verzehrt haben. Seit dem vorigen Tage waren sie noch düsterer, noch unruhiger als sonst. Sie vermieden es, sich anzusehen, und ihre Hände zitterten leise.

Bevor sie Madame Raquin zu Bett brachten, hatten sie die Gewohnheit, das Eßzimmer in Ordnung zu bringen, ein Glas Zuckerwasser für die Nacht zurechtzumachen und sich mit der Gelähmten zu beschäftigen, bis alles bereit war.

Als sie an jenem Abend nachdem sie die Gäste hinunterbegleitet, wieder hinaufgegangen waren, setzten sie sich einen Augenblick mit blassen Lippen. Nach einer Weile fragte Laurent, der plötzlich aus einem Traum aufzufahren schien:

„Na, legen wir uns denn heut nicht nieder?"

„Gewiß, gewiß legen wir uns nieder," versetzte Therese zitternd, gerade als wenn sie stark fröstelte.

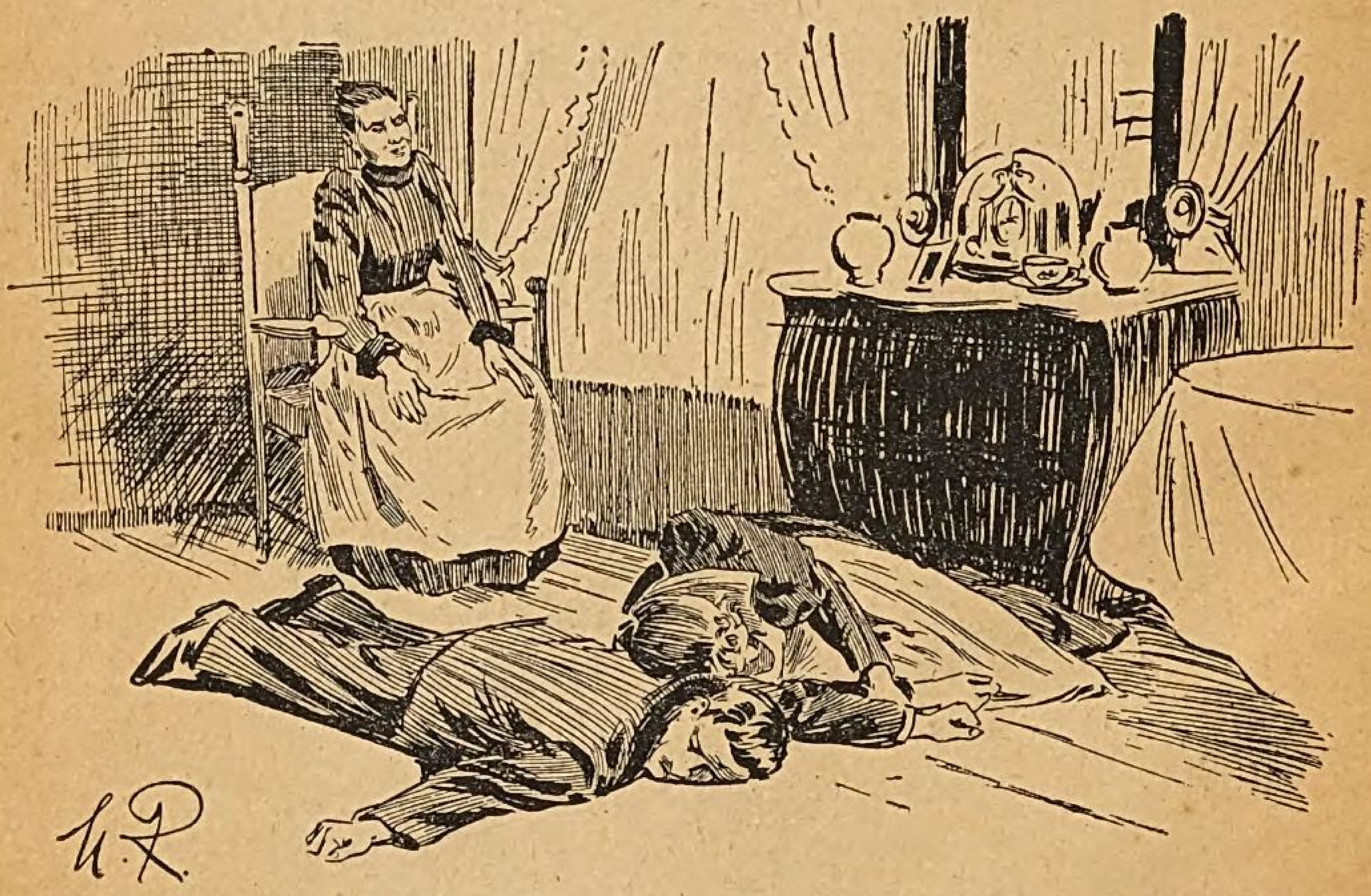
Dann erhob sie sich und ergriff die Wasserkaraffe.

„Laß," rief ihr Gatte mit einer Stimme, der er sich bemühte, einen natürlichen Klang zu geben; „ich werde das Glas Zucker-

wasser fertig machen ... Beschäftige du dich nur mit deiner Tante."

Er nahm die Karaffe aus den Händen seiner Frau und goß ein Glas mit Wasser voll. Dann wandte er sich halb um, goß das kleine Fläschchen hinein und warf ein Stück Zucker nach. Während dieser Zeit war Therese vor dem Buffet niedergekniet, hatte das Küchenmesser ergriffen und suchte es in eine der großen Taschen zu stecken, die an ihrem Gürtel hingen.

In diesem Augenblick ließ sie jene seltsame Empfindung, die einer nahenden Gefahr vorhergeht, den Kopf instinktiv umdrehen. Therese sah das Fläschchen in Laurents Händen, und Laurent bemerkte die weiße Klinge des Messers, das zwischen den Falten von Thereses Rock leuchtete. So betrachteten sie sich prüfend,



stumm und kalt einige Sekunden; der Mann stand am Tisch; die Frau war vor dem Buffet zusammengesunken. Jeder von ihnen blieb erstarrt, als er bei dem Komplicen seinen eigenen Gedanken wiederfand. Als sie gegenseitig ihren geheimen Plan auf ihren verzerrten Gesichtern lasen, erfaßte sie gleichzeitig Mitleid und Entsetzen. Sie hatten sich verstanden.

Madame Raquin, welche fühlte, daß die Lösung nahte, sah sie mit scharfen, starren Augen an.

Plötzlich brachen Laurent und Therese in Schluchzen aus. Eine heftige Krisis packte sie und warf sie, schwach wie Kinder einander in die Arme. Es war ihnen, als wäre etwas Weiches und Zartes in ihrer Brust erwacht. Sie weinten, ohne zu sprechen, und dachten an das Leben des Schmutzes, das sie geführt, und das sie

weiter führen würden, wenn sie feig genug waren, noch weiter zu leben. Bei der Erinnerung an die Vergangenheit fühlten sie sich dermaßen matt und ihrer selbst überdrüssig, daß sie ein unendliches Verlangen nach Ruhe, nach dem Nichts empfanden. Sie wechselten einen letzten Blick, einen Blick des Dankes angesichts des Messers und des Giftglases. Therese ergriff das Glas, leerte es zur Hälfte und hielt es Laurent hin, der es auf einen Zug austrank. Es wirkte wie ein Blitz. Sie stürzten aufeinander, wie vom Donner gerührt und fanden endlich im Tode Trost. Der Mund der jungen Frau berührte auf dem Halse ihres Gatten die Narbe, die die Zähne Camilles zurückgelassen hatten.

Die Leichen blieben in ihrer gräßlichen Verzerrung auf der Diele des Eßzimmers liegen, von dem gelben Schein der Lampe erhellt. Und zwölf Stunden lang bis zum nächsten Mittag betrachtete Madame Raquin starr und stumm die zu ihren Füßen Liegenden; sie konnte sich daran nicht sattsehen und zerschmetterte sie mit ihren zornsprühenden Blicken.

Anfragen und Angebote, den Inhalt des Bücherschatzes betreffend, sind zu richten an Geh. Hofrat Joseph Kürschner, Hohenhainstein ob Eisenach. o o o

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

92. L. v. Sacher-Masoch, Entre nous.
93. Heinrich Köhler, Allein in der Welt.
94. Else Hofmann, Carry.
95. Spiridion Gopcevic, Beata.
96. H. Vollrat Schumacher, Die von Lennep.
97. Annie Bock, Die Tote. — Robert.
98. J. Baierlein, Am Seil. — Sylvio Spreti.
99. Karl Teschner, Die Junker von Landstein.
100. H. Lang, Fohleneck.
101. Moritz v. Reichenbach, Josefa.
102. J. Isenbeck, Der gute Doktor.
103. Opie Read, Len Gansett.
104. A. G. v. Suttner, Gebrandmarkt.
105. M. Brociner, Im Banne.
106. Karl Schneidt, Freudvoll und Leidvoll.
107. Olga Wohlbrück, Aus eigner Kraft.
108. K. E. Edler, Die Lindenbühler.
109. A. P. Tschechow, Duell.
110. John Paulsen, Die Frau eines Dichters.
111. R. v. Gottschall, Das verzauberte Schloß.
112. Clara Gerlach, Nur ein Künstler. — Aus
113. Bret Harte, Eingeschneit. [eigner Kraft.
114. R. Ortmann, Die Fehde des Besiegten.
115. B. Renz, Nach 40 Jahren. Geburtstagsgesch.
116. Juan Valera, Juanita la Larga.
117. Zoeller-Lionheart, Geister unserer Zeit.
118. Jonas Lie, Susamel und andere Novellen.
119. Frhr. v. Schlicht, Excellenz kommt!
120. Potapenko, Gesunde Ansichten.
121. O. v. Riesenthal, Onkel Martin. Zugvögel.
122. André Theuriet, Raymonde.
123. Armin Brunner, „Ich sterbe freiwillig!"
124. Paul Oskar Höcker, Argusaugen.
125. Marie Rodziewicz, Anima vilis.
126. H. Lubliner, Der Roman eines anst. Mäd-
127. Carl Ed. Klopfer, Fegfeuer. [chens.
128. Robida, Das elektrische Jahrhundert.
129. G. Hermstein, Der Gespensterhund.
130. F. v. Kapff-Essenther, Jens. von gut u. böse.
131. A. v. Wegerer, Job von Treuenfels. [sagen?
132. Salvatore Farina, Was wird die Welt
133. Auguste Groner, Warum sie das Licht ver-
134. Juhani Aho, Gutsbesitzer Hellmann. [löschte.
135. C. Fischer-Sallstein, Das Liebespaar der
136. L. Dilling, Begabt. [Czarin.
137. Carl Teschner, Rafael.
138. Wilhelm Fischer, Vier Blüten u. eine Frucht
139. Alexander Römer, Gerettet.
140. Emil Peschkau, Allerlei Menschen.
141. Eva Gräfin v. Baudissin, Liebeskämpfe.
142. Hermann Heiberg, Einer vom Adel.
143. Herm. Heiberg, Einer vom Adel. (Schluß.)
144. A. af Hedenstjerna, Badereise d. Fam. Hellvik
145. F. Klinck-Lütetsburg, Die Erbin.
146. Ernst Pasqué, Eine Visitkarte Bismarcks.
147. W. Przyborowski, Die dunkle Stunde.
148. Wilhelm Berger, Phantasus.
149. Victor und Clara Blüthgen, Hand in
150. Bertha v. Suttner, Ku-i-kuk. [Hand.
151. Ludwig Habicht, Widersprüche.
152. B. Hoffmann, Sylvia Baglione.
153. Graf Leo Tolstoi, Der Tod.
154. H. Herold, Nixenblumen.
155. Jos. Baierlein, Der Bilwitzschneider.
156. Julius Pekár, Die Dame in Weiß.
157. L. Heidheim, Unversöhnlich.
158. Hennig Jensen, Pastor Dahlberg.
159. F. Wichmann, Der Minnesinger.
160. Kipling, Indische Erzählungen.
161. Max Ring, Der Herr Professor.
162. Björnstjerne Björnson, Absalons Haar.
163. Anna Klodwig, Annette. — Tantalus.
164. Emile Zola, Die Ueberschwemmung. [Liebe.
165. Frhr. W. v. Reiswitz, Der Kampf um die
166. James R. Gardener, Fräulein Kieselberg.
167. E. Weck, Haus Hoheneck.
168. Weatherby Chesney, Der gläserne Dolch.
169. R. Ortmann, Die Gewalten der Tiefe.
170. Johan Bibe, Ein Testament.
171. Karl Böttcher, Juchhei, am Rhein!
172. Salvatore Farina, Stempelpapier.
173. Mayne-Reid, Die Auswanderer des Trans-
174. John Paulsen, Frau Cäcilie. [vaal.
175. Fritz Pichler, Der Frankfurter.

177. M. Twain, Tom Sawyers Abenteuer. (Schluß.)
178. Benno Rüttenauer, Walpurgisnächte.
179. Paul Oskar Höcker, Vor dem Kriegsgericht.
180. Konrad Telmann, Mit der Glückskappe.
181. Hugo Astl-Leonhard, Neros Fackel.
182. F. Kaltenhauser, 's Dornröserl von Diesen-
183. Guy de Maupassant, Das Erbe. [bach.
184. A. Noël, Fenella. — Gegenüber.
185. P. D. Boborykin, Am Scheidewege.
186. M. Kossak, Ihr Märchenprinz.
187. Armin Brunner, Erbgift.
188. A. Groner, Das Skelett.
189. Graf Leo Tolstoi, Auferstehung. Bd. 1.
190. Graf Leo Tolstoi, Auferstehung. Bd. 2.
191. Graf Leo Tolstoi, Auferstehung. Bd. 3.
192. Graf Leo Tolstoi, Auferstehung. (Epilog.)
193. Leopold Wollmar, Daheim und im Felde.
194. Arthur Zapp, O Maienzeit. [Steppe.
195. Iwan Turgenjew, Ein König Lear der
196. Fritz Lemmermayer, Das öde Haus.
197. J. Isenbeck, Im Brinkenhof.
198. Rudolf Greinz, Assuridilili. [stahl.
199. Friedrich Thieme, Ein Millionen-Dieb-
200. A. Schmidt, Sachsen in Tirol.
201. Wilh. Fischer, Eine denkwürdige Vorladung.
202. Paul Bourget, Vererbung.
203. F. v. Kapff-Essenther, Ins Bodenlose.
204. W. v. Christmas, An Bord der Oroya.
205. Graf G. d'Adhémar, Die Boeren.
206. R. Zeitler, Jäger- und Wilderergeschichten.
207. Ouida, Fresken. — Umilta.
208. Paul Lang, Ein ganz Gefährlicher.
209. A. Achleitner, Im Gebiet des Großglockners.
210. J. Verne, Reise um die Erde in 80 Tagen. Bd. 1.
211. J. Verne, Reise um die Erde in 80 Tagen. Bd. 2.
212. A. J. Mordtmann, Das Albumblatt.
213. Fr. Lorenzen, Aus dem Journalistenleben.
214. Carl Ed. Klopfer, Der Selige.
215. Wilhelm Thal, Chinesische Novellen.
216. E. Roland, Das Glück der Hammerfelds.
217. Ludwig Habicht, Das Geheimnis des Wal-
218. Frhr. v. Schlicht, Um Ehre. [des
219. J. B. Muschi, Der Marmorfuß. [Scharfeneck
220. Frhr. A. G. v. Suttner, Der Erbe von
221. Johanne Schjörring, Verwandte Seelen.
222. B. Möllhausen, Fegefeuer in Frappys Wig-
223. A. Daudet, Tatarin in den Alpen. [wam.
224. Heinrich Köhler, Verschlungene Schicksale.
225. Linde und H. Duchow, Das Haus Förstenau.
226. A. v. Lattorf, Ernstes und Heiteres.
227. Ouida, Treu bis in den Tod.
228. H. Birkenfeld, Auf der alten Scholle.
229. Gerhard Stein, Ein sonderbarer Fall.
230. A. Vogel vom Spielberg, Der letzte Akt.
231. Wilhelm Fischer, Im Angesicht des Todes.
232. M. Kossak, Der schwarze Ritter.
233. Sophus Bauditz, Schneespuren.
234. Arthur Roehl, Pension Völkerling.
235. Lorin Kaye, Zwischen zwei Feuern.
236. Emil Peschkau, Ein moderner Märtyrer.
237. H. v. Beniczky, Späte Liebe.
238. Hans Hyan, Die Flugmaschine.
239. Ewald Böcker, Waldasyl. — Anneli.
240. F. de Boisgobey, Das Verbrechen im Omni-
241. Hedwig Pötting, Um ein Buch. [bus.
242. H. Morice Hervey, Dartmoor.
243. C. v. Zell, Detta. — Wer war's?
244. Martin Behrend, Haus Gerling.
245. A. Gnevkow, Tante Monicas Verwandte.
246. F. C. v. der Burgh, Ein Sohn.
247. Reinh. Ortmann, In den Höllengrund.
248. Jan Lier, Celestyne.
249. Alfred Friedmann, Tantalus.
250. Alexander L. Kielland, Schnee.
251. B. Rüttenauer, Der neue Troubadour.
252. Marie Colban, Perlen.
253. Charlotte v. Schoeler, Hans im Glück.
254. Henry Rabusson, Modern.
255. Clara Blüthgen, Frauenehre.
256. Charles Foley, Mama.
257. E. Orzeszko, Der Verehrer der Macht. Bd. 1.
258. E. Orzeszko, Der Verehrer der Macht. Bd. 2.
259. René Bazin, Landflucht.
260. A. Noël, Orgelpfeifen.

Peru-Balsam bezw. Zimtsäure, ein Heilmittel gegen Tuberkulose.

In Nr. 73 der „Deutschen Medizinal-Zeitung" verbreitet sich Dr. Schmey in Beuthen O.-Schl. über die Behandlung der Tuberkulose mit Peru-Balsam resp. mit der im Peru-Balsam enthaltenen Zimtsäure, wie sie in den letzten Jahren in Form von intravenösen Einspritzungen so vielfach zur Anwendung gelangt. Verschiedene Erwägungen brachten Dr. Schmey dazu, den Peru-Balsam innerlich zu geben, ihn einnehmen zu lassen.

Der Peru-Balsam ist ein altes Schwindsuchtsmittel. Seine Wirksamkeit wird leider dadurch beeinträchtigt, daß das zu etwa 70% in ihm enthaltene Harz gänzlich unverdaulich ist, und so den besten Magen verdirbt, worauf dann natürlich der weitere Gebrauch des Mittels sofort eingestellt werden muß, denn wenn irgendwo, so ist bei Tuberkulose das Haupterfordernis eine ungeschwächte Verdauung.

Herr Dr. Schmey hat nun im Verein mit einem Chemiker ein Verfahren ausgearbeitet, aus dem Peru-Balsam das Harz auszuscheiden, und die verbleibenden wirksamen Bestandteile, vor allem die Zimtsäure in Cognac aufzulösen.

Unter dem Einfluß der Zimtsäure erlangen Leukocyten, Bindegewebe und Gefäße in erhöhtem Maße die Fähigkeit, in die tuberkulösen Gewebe einzudringen, sie zu resorbieren und zu durchwachsen (Landerer, die Behandlung der Tuberkulose mit Zimtsäure, Leipzig, Vogel). Bei tuberkulösen Prozessen, welche sich an der Körperoberfläche oder an sonst der Besichtigung zugänglichen Stellen abspielen, kann man diesen Effekt der Zimtsäuredarreichung bei innerlichem Gebrauch von Peru-Cognac sehr deutlich beobachten.

Es werden eine Anzahl Fälle angeführt, und zwar sowohl tuberkulöse Erkrankungen der Lunge, wie auch anderer Organe, welche unter ärztlicher Leitung mit Dr. Schmey's Peru-Cognac „Perco" aus der chemischen Fabrik von Dallmann & Co. in Gummersbach, Rheinland, behandelt worden sind.

Das günstige Ergebnis dieser Versuche berechtigt zu der Annahme, daß die Tuberkulose heilbar und daß Dr. Schmey's Peru-Cognac „Perco", welcher im Liter Cognac die Wirksamkeit von 50 Gramm Peru-Balsam mit mindestens 10% reiner Zimtsäure enthält, ein vorzügliches Heilmittel dagegen ist.

(Deutsche Medizinal-Zeitung, Berlin, 11. September 1899.)

Zola, Émile,

Therese Raquin Roman. Deutsch von Wilhelm Thal. Mit Illustr. von Martin Rä
nike

Berlin. Eisenach. Leipzig [1898]